Novellen von Dempwolff.

Novellen

von

Carl August Dempwolff.

Dritter Band.

Eine alte Sängerin. — Der letzte Mai. — Frau Mathilde.

Hannover.
Carl Rümpler.
1871.

Druck von August Grimpe in Hannover.

Eine alte Sängerin.

Ich hatte mein Bureau recht lieb gewonnen. Zwei Zimmer auf einen schönen Garten hinausgehend, in dessen Bäumen eine lustige Welt von Vögeln zu früher Stunde schon jubilirte; der frische würzige Duft des herrlichen Blumenflores, den ganzen Tag die Räume durchziehend, die Stille und Einsamkeit, der Blick in die Natur, das Alles förderte mich geistig und körperlich und meine Arbeiten gingen mächtig vorwärts. Es war mir daher sehr fatal, als eines schönen Abends der mir befreundete Arzt meiner Hausleute in das Zimmer trat und mir erklärte, daß die Hausfrau an einem Typhus schlimmster Art leide und er mir rathen müsse, auf der Stelle eine andere Wohnung zu suchen, um mich nicht muthwillig der Gefahr der Ansteckung auszusetzen. Nur höchst ungern folgte ich dem gutgemeinten Rath und machte mich schon am andern Morgen auf die Wanderschaft, um ein neues Logis zu suchen. Ich hatte mir dabei zur Begleitung einen durch langjähjähriges Garçonleben viel gewitzigten und viel erfahrenen Freund ausgesucht, der, gleichfalls Redacteur, mit den Bedürfnissen eines solchen armen Tagelöhners

im Dienst der Literatur, was wenigstens Wohnung und Behausung anbelangt, sehr vertraut war. Wir machten uns also selbander auf den Weg, um ein Logis zu suchen, notirten uns die an den Straßenecken angeschlagenen Adressen und brachten es an diesem gesegneten Vormittag wirklich dahin, etwa zwanzig verschiedene Wohnungen anzusehen, von denen uns aber keine einzige recht passen wollte. Ueberall fehlte uns irgend etwas; bald taugte das Bett nichts, bald ließ das Sopha zu wünschen übrig, dann waren die Leute unreinlich, dann die Meubles schlecht. Einmal war zu viel Licht da, dann zu wenig; kurzum nirgendwo fanden wir das nur annähernd erreicht, was wir wünschten.

Als wir nach Tisch wieder anfingen, da seufzte ich in angenehmer Rückerinnerung an die vielen Treppen, die wir Vormittags umsonst gestiegen, tief auf, nicht ahnend, daß das Ziel unserer Wanderung schon so nahe lag. Wir stiegen zwei Treppen, oben sollte ein Salon und ein Schlafzimmer zu vermiethen sein. An der Thür prangte eine schöne Karte mit der stolzen Aufschrift:

Charles Vicomte de Bellot, attaché etc.

Als mein Freund diese Karte gesehen, wollte er schweigend umkehren; ich hielt ihn aber zurück trotz allen Gemurmels, daß da für einen Journalisten kein Logis sei, wo Grafen ihre Wohnungen aufgeschlagen.

Muthig zog ich die Glocke; eine unsichtbare Hand öffnete und wir traten in einen blendend reinen Hausgang, in welchem mittelst Epheulauben und Blumentischen ein nettes Ensemble hergestellt war, was Einem schon im Vornherein freundlich anheimelte.

Eine Stimme aus dem Innern bat uns in die vor uns befindliche Thür zu treten, man werde gleich erscheinen.

Wir folgten der Weisung und traten in den Salon ein. Ein großes Zimmer mit blauen schönen Damastmöbeln, einigen mittelmäßigen Kupferstichen in übermäßig breiten und schweren Goldrahmen, das nannte sich Salon. Mir stach aber gleich anfangs etwas in die Augen, was mir äußerst wohl gefiel und meinen Entschluß bestimmte. Das war ein amerikanischer Schaukelstuhl vor einem Schreibtisch. Als ich mich zum ersten Mal hineinsetzte, fand ich, daß es sich ausgezeichnet darin arbeiten lassen werde, daß das ganze Zimmer sehr schön sei und ich es nehmen wolle.

Mein Freund, der Vielerfahrene, schüttelte den Kopf über meinen großen Eifer, tadelte, daß das Zimmer keine Sonne habe, weil es nach Norden liege, ermahnte mich erst vor allen Dingen, zu sehen, bei wem ich eigentlich wohnen werde und was der Salon kosten solle.

Wie er noch fortbrummte, erschien plötzlich an der Thür des Schlafgemachs die hohe, stattliche Figur einer

Frau, die, von einer langen, weißen Robe ohne Taille umwallt, uns ernst grüßte und uns einlud, das Schlafzimmer gleichfalls zu besichtigen.

Wir folgten und fanden auch dies ziemlich geräumig und zweckentsprechend, überdies hatte schon die einfache Erscheinung der Dame des Hauses auf meinen Freund einen solchen Eindruck gemacht, daß er mir fortwährend durch Worte und Geberden anrieth, die Zimmer zu nehmen.

Selbst der etwas hohe Preis, den die Dame in einer Art und Weise uns nannte, als wollte sie dabei sagen: „Es steht Euch vollkommen frei, die Wohnung nicht zu nehmen und ich weiß überhaupt nicht, wie Ihr da zu meinem französischen Grafen passen werdet“, schreckte mich nicht. Ich miethete und zog noch am selbigen Tage ein.

Die Dame schickte mir die Magd als Beistand, um mich einzurichten, ließ nach meinen etwaigen Wünschen fragen und um meinen Namen bitten, blieb aber im Uebrigen unsichtbar.

Nach zwei Tagen machte ich, als ich mich ganz und gar wohnlich eingerichtet hatte, einen Besuch bei meinem Nachbar und fand einen sehr liebenswürdigen, äußerst unterrichteten jungen Mann, der mich so freundlich empfing, daß ich sofort wußte, wir würden gute Nachbarn werden.

Dann wollte ich einen Besuch bei der Dame des

Hauses machen, von der ich noch immer nicht wußte, hatte ich eine Hausfrau oder ein Hausfräulein vor mir. Vor der Thür zu ihren Gemächern machte ich Halt und studirte ihre Karte, da stand ganz einfach:

„Emma Hallwig." Also doch wohl ein Fräulein, sonst hätte die „geborene" nicht gefehlt.

Ich klopfte, man rief „Entrez" und ich trat ein in die Küche. Im selben Moment erschien aber auch die Dame des Hauses schon in der Thür ihres Zimmers und bat mich näher zu treten. Wieder war sie weiß von Kopf bis zu Fuß, und jetzt erst, als sie mir gegenüber saß, hatte ich Gelegenheit sie zum ersten Male genauer zu betrachten.

Sie mußte einst wunderbar schön gewesen sein und war jetzt noch eine auffallend schöne Erscheinung. Am Anfang der vierziger Jahre stehend, trug die stolze, ebenmäßige und plastische Figur einen Kopf, der namentlich durch das üppigste schwarze Haar, das sie kronenartig geflochten hatte, sich auszeichnete. Die Züge des Gesichts waren regelmäßig, die Augen schön und unter schwarzen Brauen geheimnißvoll mit jenem melancholischen Blick herausschauend, der auf viele, viele Thränen deutet.

Sah man genauer hin, so bemerkte man allerdings, daß Kummer und Gram gewaltig in diesem Gesicht gehaust hatten, und die vielen Thränen, die meistens

über diese Wangen geflossen sein mußten, hatten tiefe Spuren zurückgelassen.

Das Zimmer war klein, ärmlich, aber im höchsten Grade reinlich, wie die ganze Wohnung, ein einfaches, weiß überzogenes Bett im Hintergrunde, über diesem ein großes Oelbild in schwerem Goldrahmen, eine schöne Frau in der Tracht der zwanziger Jahre dieses Jahrhunderts darstellend, — später erfuhr ich, es sei die Mutter der Sängerin, — dann noch ein großes Bild eines noch lebenden Fürsten, der als Beschützer und Förderer der schönen Künste sich unsterbliche Verdienste, namentlich um sein Land erworben hat, bildeten den einzigen Schmuck des Zimmers. Ein einfaches Nähtischchen vor dem auf den Hof hinausgehenden Fenster, ein schlichter Stuhl davor, ein kleines Spiegelchen, das war die ganze Ausstattung des Raumes, welcher der äußeren Erscheinung der Dame eigentlich sehr wenig entsprach.

Sie empfing mich kühl, als ob es ihr gleich von vornherein darum zu thun sei, zwischen uns eine genügende Scheidewand aufzurichten; da ich auch andere Interessen hatte, als gerade die eine sich mir allerdings räthselhaft und interessant gebende weibliche Erscheinung näher zu ergründen, so war mein Besuch auch sehr kurz und beschränkte sich einfach auf die üblichen Höflichkeitsformen.

Ich fing dann an, wieder rüstig weiter zu arbeiten und hatte in keiner Weise den Wechsel des

Logis zu bereuen, da mir, weil ich ungeheuer auf Bequemlichkeit sehe, der Schaukelstuhl und der so sehr praktische Schreibtisch ungemein behagten.

In meinem Zimmer befand sich auch noch ein Flügel, den ich, des Piano's unkundig, nur als nützliches Möbel in sofern betrachtete, als man eine Masse Sachen hinauflegen konnte, was einem armen Journalisten, der nie weiß, wo er mit seinen Papieren hin soll, sehr zu Statten kommt.

Wie war ich überrascht, als ich eines Abends zufällig früher als gewöhnlich zu Hause kam, und aus meinem Zimmer die Töne eines herrlichen Soprans mir voll und kräftig entgegenschlugen.

Leise öffnete ich die Thür, denn das Instrument stand so, daß die Davorsitzende mich nicht sehen konnte, als ich eintrat und sie war so in ihren Gesang vertieft, daß sie mich auch nicht hörte.

Ein einsames Licht stand hinten auf meinem Schreibtisch und warf eine ungewisse dämmernde Beleuchtung auf die Sängerin, die wie gewöhnlich ganz weiß gekleidet, im Bewußtsein sich ganz allein zu fühlen, kräftig in die Tasten griff und sich selbst begleitete. Erst jetzt konnte ich dem Gesang folgen, so hatte mich der eigenthümliche Zauber der Scene ergriffen.

„Der Wahrheit Glanz
läutere sein Herz
Von Schuld und Fehle." — —

Ich hatte mich nicht getäuscht, es war die große Arie der Fides im fünften Act des Propheten.

Als die letzten Töne verklungen waren und die Sängerin träumend die Finger über die Tasten gleiten ließ, da trat ich plötzlich hervor und sie sprang erschrocken auf.

„Mein Gott, was werden Sie von mir denken?“

„Ich denke nur, daß Sie eine prachtvolle Stimme besitzen, mein Fräulein, und daß es sehr bedauerlich ist, daß ich nicht schon längst das Glück gehabt habe, Sie zu hören.“

„Sie müssen und werden mich ob dieses Einbruchs in Ihre Zimmer entschuldigen; meine Wohnung ist so klein, wo soll ich den Flügel hinstellen und heute just wurde die Lust zu singen in mir so lebendig, daß ich nicht widerstehen konnte, umsomehr, als ich keinesfalls glaubte, daß Sie schon jetzt zurückkehren würden.“

Ich beruhigte sie nach Kräften und bat sie, ohne Gêne weiter zu singen. Ich werde mich still in einen Winkel setzen und ruhig zuhören.

„Nur heute nicht“, bat sie. „Ich werde gern Ihrer freundlichen Einladung nachkommen und den Flügel benützen, wenn Sie nicht zu Hause sind, ich werde Ihnen auch gern vorsingen, ich ziere mich nicht und hab's auch nicht nöthig, denn ich bin Sängerin und die Kunst ist mein Beruf; — aber nur heute nicht.“

Sie war nicht zu erbitten und verschwand bald darauf

mit kurzem, stummen Gruß. Ich hatte noch zu arbeiten und setzte mich an meinen Schreibtisch, vor dem ich so oft die Mitternachtsstunde herangewacht habe.

Diesen Abend ging's aber nicht mit dem Arbeiten, die Sammlung wollte nicht kommen.

Immer und immer wieder trat mir die räthselhafte Frau vor die Augen und fort und fort klang's mir vor den Ohren: „Ich bin Sängerin und die Kunst ist mein Beruf."

Mein Nachbar kam zumeist spät zu Hause, oft auch gar nicht, wir kümmerten uns um unsere gegenseitigen Gewohnheiten nicht, liebten es aber alle Beide, oft noch in spätester Nachtstunde ein Glas Grog miteinander zu trinken und eine Cigarre dazu zu rauchen, bald deutsch, bald französisch plaudernd.

Heute wollte ich ihn erwarten; er wohnte schon sieben Monate im Haus, er mußte mir jedenfalls Näheres über die Sängerin, „deren Beruf die Kunst war", mittheilen können.

Es war, als ob er geahnt hätte, daß ich ihn erwartete, denn er kam bald darauf, und die gewohnten feierlichen Schläge an die Thür, die unsere Zimmer verband, erschollen.

„Est-ce-que vous travaillez encore? Venez un peu!"

Die oft ergangene Einladung war mir noch nie so willkommen gewesen, wie just heute und bald dampfte

das liebliche Getränke Altenglands, der wohlthätige Schlummergrog, vor uns und vereinigte seine Wölkchen mit denen unserer Cigarren.

Ich brachte das Gespräch auf unser Hausfräulein: „C'est une pauvre fille“, meinte der leichtsinnige Franzose, „elle est trop vertueuse.“

Er erzählte mir darauf eine lange Geschichte, wie er das Nervenfieber gehabt und sie ihn so treu gepflegt habe, wie er ihr dafür so sehr dankbar sei und wie er überhaupt weder in London, noch in Paris, noch in Stockholm so gut aufgehoben gewesen sei, wie just hier.

Das war aber Alles das nicht, was ich hören wollte, ich fragte zuletzt geradezu, ob er nicht wisse, ob sie früher wirklich der Bühne angehört habe oder nicht. Er zuckte die Achseln, als wenn er von ihrer künstlerischen Begabung keine große Meinung habe.

„Wissen Sie nicht, daß Mademoiselle sein gemacht haben großer Fiasco hier auf Hoftheater?“

Ich mußte unwillkürlich über den „großer Fiasco“ lächeln, bat aber um weitere Mittheilungen.

Was mir nun der Franzose erzählte, war ziemlich dunkel und verworren, er schien eben auch nur durch die dritte und vierte Hand unterrichtet zu sein, so viel stellte sich aber als evident heraus, daß unser armes Fräulein beim ersten Auftreten jämmerlich durchgefallen sei.

Diese Nachricht konnte mir nicht genügen. Das

einfache Durchfallen beim ersten Auftreten konnte mir die Melancholie und den Schmerz, den das alternde Mädchen so still resignirt trug, nicht erklären.

Am nächsten Abend war der Tannhäuser. Meinen Platz hatte ich in der ersten Reihe der Sperrsitze, unmittelbar bei den Geigen.

Mit einer ersten Violine, einem liebenswürdigen, weit gereisten Künstler und berühmten Meister auf seinem Instrument hatte ich schon längst persönliche Bekanntschaft gemacht, die zwar nur in den Zwischenacten des Theaters gepflegt, mir aber doch sehr lieb und angenehm war, da ich nicht allein dadurch mit den Neuigkeiten der Hofbühne auf dem Laufenden gehalten wurde, sondern auch den ruhig und klar denkenden Mann persönlich hochschätzen gelernt hatte.

Im ersten Zwischenact trat Herr Riebold, der mir schon während der Ouvertüre unter den wüthendsten Klängen des Venusberges zugenickt hatte, auf mich zu und wie gewöhnlich entspann sich über die Barrière hinüber ein lebhaftes Gespräch, das ich plötzlich mit der ganz unvermittelten Frage: „Kennen Sie ein Fräulein Emma Hallwig?“ unterbrach.

„Emma Hallwig?“

„Eine Sängerin, die hier am Theater durchgefallen sein soll.“

„Sprechen Sie leise, drüben steht der Vater von ihr, der alte Herr mit dem weißen Kopf. Ich weiß

recht gut, wen Sie meinen, das ist eine sehr traurige Geschichte, ich habe sie mit erlebt. Warten Sie ein wenig, daß ich meine Erinnerungen erst sammele."

Im selben Moment klopfte der Capellmeister auf, Riebold suchte geschwind seinen Platz und rief mir noch zu: „Nach dem zweiten Act."

So ärgerlich mir auch die Unterbrechung war, denn das Interesse an meinem Hausfräulein war seit gestern Abend zu rege und zu lebendig in mir, so übte doch die herrliche Wagner'sche Musik, von diesem einzig dastehenden Orchester gespielt, ihren altgewohnten Zauber mächtig wieder aus und da noch dazu die Partie der Elisabeth von unserer unvergleichlichen ersten Sängerin gesungen wurde, so folgte ich dem zweiten Act mit ganzer Hingebung an die mächtige dramatisch-musikalische Wirkung.

Von der ersten Arie der Elisabeth „Dich grüß ich, froh geliebte Halle" bis zum letzten Ton „nach Rom" gab sich meine Seele gern dem Melodienreiz gefangen und meine Aufmerksamkeit gehörte ungetheilt der Entwickelung des Sängerkrieges, dem ich doch schon so oft beigewohnt hatte.

Und doch wieder mußte ich unwillkürlich an die einsame alte Sängerin zu Hause denken, die gewiß noch heute die Elisabeth ebenso gesungen haben würde.

Als die letzten Töne des Pilgerchors, mit denen der so hoch dramatische Act schließt, verklungen waren, trat

Riebold wieder zu mir her und erzählte mir dann, nachdem er eine gemüthliche Prise genommen, Folgendes:

„Sie können sich denken, verehrter Herr, daß wir da unten im Orchester so Manches erleben, was Ihr Euch nicht träumen laßt. Wie manche frische Hoffnung sahen wir schon am Lampenfeuer verdorren und verwelken, wie manches kühne Auftreten in der Probe nahm bei der Aufführung ein schlechtes Ende, wie manche fröhliche Zuversicht haben wir mit zu Grabe tragen müssen.

Es sind nicht allein Schauspieler und Sänger, die wir durchfallen sehen, auch so manche Dichter und Componisten, die vorher zu hochmüthig auf uns da unten herabgesehen, mußten es später erleben, daß wir Zeugen ihrer schweren Niederlage, ihres tiefen Falls wurden.

Man wird das Ding bei einer langjährigen Theaterlaufbahn nach und nach gewohnt und die Muskel, „Herz" genannt, wird allmählig härter. In der ersten Zeit freilich war's mir schrecklich peinlich, wenn's Jemandem schlecht ging und ich konnte an dem harten Loos fremder Menschen, das sich da oben erbarmungslos entschied, einen solchen Antheil nehmen, daß ich bei solchen Gelegenheiten geradezu ernstlich unwohl wurde.

Wenn das aber fort und fort wiederkehrt, dann spielt man zuletzt unten ganz ruhig weiter, und kümmert sich nicht viel darum, ob droben Jemandem die

Stimme versagt, oder umschlägt, ob die Angst einen armen Teufel fortwährend detoniren läßt, oder ob ein lange Jahre hindurch mühsam gezeugtes und zurecht gefeiltes Dichterwerk unter dem teuflisch-höhnischen Zischen oder dem noch schauerlichern Grabesschweigen des Publikums zu den Todten gelegt wird.

Der unselige Freischütz-Abend ist uns aber doch Allen nahe gegangen, trotzdem wir eigentlich unserm Collegen Hallwig nicht gerade besonders grün sind. Der Mann ist wenig umgänglich, in seiner Familie hat's fortwährend kuriose Dinge gegeben, dadurch ist er verbittert und vergrämt, dann erzählt man sich auch noch eine seltsame Geschichte von seinem ältesten Sohn, den er zum Wunderkind ausgebildet und mit dem er weite Reisen gemacht hatte — doch das gehört nicht hierher und ich weiß auch nichts Genaueres davon. Kurz, der Mann hatte zwei schöne Töchter, die beide Sängerinnen und viel versprechende Talente waren. Die eine hieß Helene, die andere Emma. Die Helene war eine Zeit als Soubrette bei uns engagirt, ein frisches pikantes Mädchen voller Gluth und Leidenschaft, das Anbeter die Hülle und Fülle hatte. Ihre Schwester Emma, die eigentlich bei der Clavierprobe zum ersten Mal in die Oeffentlichkeit trat, war das complete Gegentheil von ihr. Ein stolzes, sinniges, ernstes Mädchen, das den schönen Kopf mit den schweren schwarzen Flechten, die wie eine Krone die Stirn bedeckten, hoch

und frei trug, ein wenig träumerisch, ein wenig düster. Man sah es dem Gesichte an, daß es nur wenig lächelte, wenn dieser Sonnenstrahl der Schönheit aber ihr stilles Antlitz erhellte, die Wirkung jedoch von zauberischer Gewalt sein mußte.

Das Mädchen interessirte mich schon bei der Clavierprobe nicht sowohl durch ihr Aeußeres, als durch ihren wunderbaren Gesang. Sie hatte einen großen umfangreichen Sopran, der selbst in seinen höchsten Tönen ein so sympathisches Timbre besaß, wie ich es niemals wieder gehört habe. Das war wahrhaftig eine Stimme von Gottes Gnaden und ich begriff den Stolz des alten Hallwig, mit dem er die Gratulationen von allen Seiten entgegennahm. Die Proben gingen vortrefflich, aber erst bei der mit vollem Orchester konnten wir die ganze Stärke des schönen Organs unserm großen Hause gegenüber wahrnehmen. Der Tag der Aufführung kam, Hallwig trat in's Orchester mit einem stillen glücklichen Lächeln, es konnte ja nicht fehlen, der Abend mußte glorreich werden, seine Tochter Helene sang das Aennchen und seine Tochter Emma die Agathe. Den Caspar sang ein Herr von Dassel, ein prachtvoller Bariton, der kaum erst ein Jahr bei unserer Hofbühne war, soviel ich wußte, bei Hallwig viel aus- und einging und mit der Debutantin Emma verlobt sein sollte.

Die Ouvertüre war zu Ende, der Vorhang hob

sich, Kilian sang sein Spottlied, das Terzett „O diese Sonne“ begann, der erste Act ging ruhig vorüber.

Der zweite Act begann. Mit Spannung erwartete man das Duett zwischen Aennchen und Agathe, das Publikum versprach sich viel von den beiden Schwestern; die reizende Melodie „Schelm, halt fest, ich will dir's lehren“ erklang.

Das Aennchen war zum Küssen schön und von einem reizenden Humor. Doppelt ernst und hoheitsvoll stach die Agathe dagegen ab, die übrigens mit einer solchen Ruhe und Sicherheit sich bewegte, daß uns Allen ein Stein vom Herzen fiel. Es war ja das Kind eines Collegen, folglich war sein Debut Ehrensache für das ganze Orchester.

Ich schaute auf Hallwig hinüber. Er führte seinen Bogen wie immer ruhig und frei, sah aber doppelt starr auf sein Notenblatt und wagte erst einen Blick hinauf, als Agathe ihre ersten Töne gesungen hatte, dann nickte er der Jüngeren ermuthigend zu.

Dann kam die Ariette Aennchens „Kommt ein schlanker Bursch gegangen“, die Helene so reizend brachte, daß das Publikum stürmisch applaudirte. Jetzt nahte der eigentliche entscheidende Moment „die große Scene der Agathe“ — hier klopfte der Capellmeister wieder auf und der gefällige Künstler mußte zu meinem großen Aerger gerade da, wo seine Erzählung anfing,

ungemein spannend zu werden, eilen, seinen Platz wieder zu gewinnen.

Am Schluß der Oper wartete ich auf ihn, um ihn eine Strecke zu begleiten, er fuhr dann in seinem Bericht weiter fort:

„Wo bin ich doch stehen geblieben?“ Ja so bei der großen Scene der Agathe: „„Wie nahte mir der Schlummer, bevor ich ihn gesehen?““ Sehen Sie, Verehrtester, ich habe in meinem Leben so viele Agathen gehört, darunter auch viele gute, aber keine hat die Scene so gesungen, wie diese Emma Hallwig. Die Arie: „All' meine Pulse schlagen“ war geradezu hinreißend und die Sängerin wurde viermal nach derselben gerufen.

Mein College strahlte vor Glück und Vaterfreude, die junge Sängerin behielt aber selbst bei dem wiederholten Hervorruf ihr ernstes Wesen bei und es war fast, als ob der Beifall ihr lästig sei.

Das Terzett und der Wolfsschluchtspectakel gingen wie gewöhnlich vorüber, der Vorhang fiel und das ganze Orchester benützte die Pause, um dem glücklichen Vater der talentvollen Tochter zu gratuliren. Der dritte Act begann, wir setzten uns ganz ruhig an unsere Pulte, da das Loos der Debutantin ja entschieden schien und wir gerade jetzt von der Cavatina: „Und ob die Wolke sie verhülle“ erneute Triumphe erwarteten.

Jetzt kam's aber ebenso eigenthümlich wie schrecklich. Wir setzten ein und Agathe sollte intoniren, der Gesang bleibt aber aus, der Capellmeister klopft ab, wir schauen Alle erschrocken über die Störung hinauf und sehen, daß sich die Sängerin in einem Zustand der Aufregung befand, der ihr nicht zu singen gestattete. Dessenungeachtet beginnt der Capellmeister noch einmal, die Sängerin versucht einzusetzen, wir hören aber nur einen heisern Schrei und sehen, wie sie oben auf der Bühne zusammensinkt. Im selben Moment eilt unser College Hallwig hinaus, um seiner Tochter Beistand zu leisten, aus den Coulissen springen Leute zur Hülfe herbei und der Vorhang fällt nach kaum begonnenem Act über eine Scene der Verwirrung, die geradezu unbeschreiblich ist und sich auch auf das Publikum vor dem Vorhang verpflanzt.

Nach kurzer Zeit erscheint der Regisseur der Oper und kündigt an, daß Fräulein Emma Hallwig plötzlich so krank geworden sei, daß die Vorstellung unterbrochen werden müsse, man bäte das Publikum, die Störung zu entschuldigen.

Das Haus leerte sich dann auch schnell unter den allgemeinsten Zeichen tiefen Bedauerns für die erkrankte Sängerin.

Seit der Zeit nun habe ich sie nicht mehr gesehen und habe nur später gehört, daß sie nie mehr eine Bühne betreten, wohl aber in ganz Amerika mit ihrem

Bruder, dem Wunderkind, vielgepriesene Concerte gegeben habe. Jedenfalls war es einer der merkwürdigsten Theaterabende, die ich je erlebte. Man munkelte hinterher noch allerlei über die plötzliche Erkrankung der Sängerin, ich habe aber niemals herauskriegen können, was an den Gerüchten wahr sei oder nicht.

Soviel ist mir aber doch klar geworden, daß die Sache einen ganz eigenthümlichen Haken gehabt haben muß, denn die vorherige Sicherheit und Klarheit des Gesanges, der Muth und Entschiedenheit des Auftretens ist in keiner Weise mit dem bedauerlichen Zustand des Gebrochenseins, in dem das Mädchen sich am Anfang des dritten Actes befand, zu vereinigen.

Im zweiten Act muß am Schluß irgend etwas passirt sein, was, das weiß ich nicht, kann es mir aber auch nicht denken, etwas war's aber und ich gäbe noch heutzutage viel darum, wenn ich's wüßte, denn das Mädel war gar zu lieb und wir haben sie Alle zu sehr bedauert.

„Wie kommen Sie aber dazu, sich nach dieser Dame zu erkundigen?"

„Das ist sehr einfach, Herr Riebold, ich wohne bei ihr."

Hier trennten sich unsere Wege und ich sah Herrn Riebold für's Erste nicht wieder, da ich einen andern Platz erhielt.

Von dem Theater-Abend an betrachtete ich jedoch

mein Hausfräulein mit um so größerm Interesse, als sie sichtlich suchte, mich zu vermeiden.

Wir lebten ganz ruhig Monate nebeneinander hin; ich hatte viel zu thun, arbeitete am Tage fleißig, ging Abends in's Theater und trank nach dem Theater regelmäßig meinen Thee oder Grog bei meinem Nachbar Comte de Bellot, der sich für unser Hausfräulein als für ihn beaucoup trop vertueuse herzlich wenig interessirte und sich, jemehr er nach und nach der deutschen Sprache mächtig wurde, um so besser in der fröhlichen Residenzstadt amüsirte.

Mir war mein Hausfräulein aber immer noch ein Problem; sie lebte, vollkommen abgeschlossen von der Welt, hinten in ihrem kleinen Stübchen, sah Niemanden als die Magd, welche ihr das Essen brachte, ging höchst selten aus, empfing keine Briefe — kurz und gut, eine Nonne hätte nicht eingezogener leben können, als sie. Zweierlei hatte ich aber doch zuwege gebracht. Einmal hatte ich es mit Kunst und Fleiß erreicht, das Instrument doch in ihrem kleinen Zimmer unterzubringen, obgleich man sich dann bei ihr nicht mehr herumdrehen konnte und wenn ich auch die Lücke sehr schmerzlich fühlte, die meinem Zimmer durch den Wegfall des großen Tisches (denn nur als solcher diente mir das Instrument) entstanden war; — so war sie doch glücklich darüber und ich hörte sie jetzt jeden Tag singen, worüber ich wieder glücklich

war. Zum andern benützte sie meine Bibliothek jetzt fleißig und zeigte namentlich für den Fortgang meiner Arbeiten ein großes Interesse.

Dabei blieb sie sich aber immer gleich, immer dasselbe blasse und traurige Antlitz, immer denselben schmerzlichen Zug um die Lippen, immer noch ängstlich bemüht, die Scheidewand zwischen uns aufrecht zu erhalten.

So wurde unser Zusammenleben, obgleich äußerlich ein sehr kaltes, doch innerlich wieder ein ganz eigenthümlich herzliches, wenn auch vollkommen unausgesprochen.

Wir fühlten eigentlich erst, was uns dies seltsame Nebeneinanderexistiren gewesen, als dasselbe aufhörte.

Erst als ich, selbst tief innerlich bewegt, von ihr Abschied nahm und ihre feine, weiße kalte Hand zum ersten Male im Leben — ach, es war auch das letzte Mal — drückte, als ich sah, wie eine Thräne aus ihren schwarzen Wimpern fiel und langsam die bleichen Wangen herunterrollte, da fühlte ich, was wir einander vielleicht! hätten sein können!

„Versprechen Sie mir nicht zu schreiben, lieber Freund“, sagte sie, „ich weiß, Sie halten Ihr Versprechen doch nicht. Das Leben tritt jetzt mit ganz anderen Forderungen an Sie heran und Sie werden keine Zeit mehr haben, sich meiner zu erinnern. Es

kommt aber die Zeit, wo Sie von mir noch hören werden. Adieu, Adieu!" — — —

Mr. de Bellot, der mich zum Bahnhof brachte, verkürzte unsern Abschied.

Wie hatte sie doch Recht gehabt, die stille bleiche Frau! Das Leben trat mit ganz andern Forderungen an mich heran, ich gründete meinen eigenen Herd, ein liebes Weib, herzige Kinder nahmen mein Denken und Fühlen ganz und gar in Anspruch und nur selten dachte ich an die Tage zurück, die ich einst mit der Sängerin unter einem Dach verlebt hatte. Jahre waren hingeflogen, da bekam ich eines Tags von der Post ein Packet, „enthaltend Schriftstücke." Ich erbrach den Geleitbrief, der folgendermaßen lautete:

Sehr geehrter Herr!

Fräulein Emma Hallwig ist unlängst ganz plötzlich gestorben und bei der Inventarisirung ihres Nachlasses fand sich das beifolgende Packet vor, mit Ihrer Adresse und mit der Notiz von der Verstorbenen eigenen Hand:

„im Falle meines Todes sofort abzusenden."

Indem ich mich hiermit beeile, dem Wunsche der Verstorbenen nachzukommen und Ihnen das uneröffnete Packet anbei übermache, habe ich die Ehre 2c.

Dr. Zeuner, Rechtsanwalt.

Also hatte die arme Dulderin endlich ausgelitten und doch noch an mich zurückgedacht!

Ich brachte das Packet meiner Frau.

„Sieh, Gretchen, das ist noch eine Erinnerung an meine Junggesellenzeit. Eine Stimme aus dem Grabe! Du weißt, ich hab' Dir oft von Emma Hallwig erzählt, da ist ihr Nachlaß, für mich bestimmt, wollen wir ihn zusammen antreten." Wir öffneten das Packet, es waren nur wenige Blätter von der Hand der Verstorbenen. Auf diesen Blättern stand aber Folgendes:

„Wenn Ihre Augen, lieber Freund, auf diesen Zeilen ruhen, so bin ich längst diesem Jammerthal entrückt und wieder vereint mit meinen Lieben.

Weshalb aber sende ich Ihnen dieses Vermächtniß, weshalb mache ich Ihnen durch die Erzählung meines armen Lebens noch Kummer über das Grab hinaus? Denn ich weiß ja nur zu gut, daß die arme Emma, wenn Sie ihr auch nie wieder geschrieben haben, Ihnen doch werth war und daß beim Lesen dieser Zeilen doch vielleicht eine Thräne von Ihnen auf dieselben fällt. Also wozu?

Kaum bin ich mir selber klar über dieses Wozu? Ich habe mich zuerst entschlossen, meine Erinnerungen für Sie niederzuschreiben, weil es mir ein schmerzlich süßer Trost war, mich auf diese Weise mit Ihnen zu unterhalten. Sie wissen ja gar nicht und konnten auch nicht ahnen, was mir mit Ihnen, dem letzten theil-

nehmenden Freund, Alles verloren ging! Ich hatte mich so an Ihr ruhiges, theilnehmendes, mir gegenüber so zartes und schonendes Wesen gewöhnt, mir war der Gedanke, neben Ihnen zu leben, ein so beruhigender, alles das, was noch von Liebe in meiner Brust wohnte, hatte sich nach und nach so auf Sie concentrirt, daß ich mich jetzt nach Ihrem Scheiden wieder recht elend fühle und das, was sonst mein höchstes Gut war, meine Einsamkeit, jetzt doppelt schwer auf mir lastet.

Wenn ich also jetzt Abends dasitze unter dem Bilde meiner Mutter — Sie kennen den Platz ja nur zu gut — wie oft saßen Sie da! — und an Sie schreibe, so plaudere ich ja auch mit Ihnen und ich weiß, es wird Sie, der Sie zu zart waren, mich nach Vergangenem zu fragen, interessiren, zu wissen, wie ich geworden bin, was ich bin — die arme freudlose Einsiedlerin.

Meine Erinnerungen gehen in eine traurige Jugend zurück. Wir waren eine starke Familie, meine Mutter immer kränklich. Helene hieß meine älteste Schwester, dann kam ich und dann sechs Knaben, von denen aber vier uns nach und nach entrissen wurden. Helene war ein hochmüthiges Mädchen, besuchte das Conservatorium, liebte schöne Toilette und hatte namentlich der Mutter gegenüber ein kaltes Wesen, was mich oft schon, noch ehe ich die Bedeutung desselben erkannte, tief verletzte.

Von ihr hatte deshalb auch die arme kranke Mutter wenig Hülfe und so ruhte dann Alles eigentlich auf meinen Schultern. Von meinem zehnten Jahre an war ich die Magd meiner Eltern, mußte die jüngeren Brüder tragen, alle häuslichen Arbeiten verrichten, während meine Schwester sang und sich putzte.

Ich erinnere mich noch sehr gut, wie es eines Tages einen großen Scandal zu Hause gab, weil ein befreundeter Arzt mich auf der Straße gesehen hatte und meinem Vater nachher Vorwürfe darüber machte, daß er dulde, daß ich die Kinder trage, da ich auf's Ernstlichste Gefahr liefe, zeitlebens schief zu werden.

Es war wenig Freude in unserm Haus, namentlich lag etwas zwischen dem Vater und der Mutter, was unwillkürlich seinen bösen Einfluß auf unser ganzes Familienleben ausübte. Der Vater war ein ächter Künstler, ein großer stattlicher Mann, voll Würde, aber auch zugleich von einer so furchtbaren Heftigkeit, daß wir bei derartigen Ausbrüchen, die leider nur zu oft vorkamen, alle für unser Leben zitterten. In seinem Beruf unermüdlich, in seiner Amtsführung tadellos (er war dirigirendes Mitglied des Hoftheater-Orchesters), als Künstler hoch geschätzt, stand der Vater doch sehr allein da. Er hatte keine Freunde, woran wohl sein sonderbares, abstoßendes Wesen Schuld sein mochte und da, wo er zumeist

hätte Liebe suchen sollen, bei seiner Frau, im Schooße seiner Familie, da wollte er sie nicht finden.

Ich hing dennoch mit großer Liebe an dem starren Mann und folgte ihm, wenn er zu Hause war, auf Schritt und Tritt; schon glücklich, wenn ich nur bei ihm sein konnte und zusehen durfte, wie er den jüngsten Sohn, meinen Bruder Fritz, der sein Augapfel war, liebkoste.

Ich kannte keinen Neid und hatte ich meinen jüngsten Bruder, den ich, selbst noch ein Kind, im eigentlichsten Sinne des Wortes großgezogen, schon deshalb lieb, so wachte ich um so sorgfältiger über ihn, weil er das Herzblatt des Vaters war.

Was habe ich um den Jungen für Thränen vergossen, wie viel schlaflose Nächte seinetwegen gehabt, als die unglückliche Idee des Vaters, aus dem armen Kleinen einen Virtuosen machen zu wollen, ihm und mir die ganze Jugend vergiftete. Fritz war eben vier Jahre alt geworden, der Vater hatte ihm zu Weihnachten eine kleine Geige geschenkt und es war auffallend, wie der Junge damit umsprang, er spielte bald ganz nette Stückchen und es war nur zu augenscheinlich, daß ein großes Talent in ihm steckte.

Der Vater, dem so eigentlich der rechte Inhalt für sein Leben fehlte, begrüßte diese Entdeckung mit Jubel und warf sich mit der ganzen maßlosen Energie

seines Charakters auf den einzigen Zweck, dieses Talent auszubilden.

Jetzt gingen die schweren Leidensjahre des armen Kindes an und die Violine kam fast nicht aus seinen Händen. Wenn der Vater nach beendigter Vorstellung heim kam, dann wartete Fritz schon mit Zittern und Zagen auf den Unterricht, und hatte er noch so gut geübt, der Violinbogen in Vaters Hand flog dem armen Kinde doch, wie häufig! um den Kopf und regelmäßig kam der Bruder noch in später Nacht in mein Bett, um an meinem Herzen die Thränen auszuweinen, die während des Unterrichts nur verstohlen seine Wangen herunterfließen durften.

So wurde das arme Kind um seine Jugend betrogen, aber sein Talent war ächt und entfaltete sich unter der erbarmungslosen Schule des Vaters wunderbar. Als Fritz sieben Jahre alt war, konnte man dreist von ihm sagen, daß er sein Instrument schon vollkommen beherrschte und acht Jahre alt, geigte er zum ersten Male vor einem großen Publikum, das den kleinen Virtuosen schier umbrachte mit seinem Jubel.

Es ist mir noch wie heute, wie der Wagen unten hielt und die Beiden zum Concert abholen wollte. Ich schloß den Bruder in die Arme und sehe ihn noch vor mir, das glückliche Kind, wie er sich freute, öffentlich zu spielen. Er kannte keine Angst und keine Furcht, sondern freute sich auf den schönen hellen Saal und

die vielen Menschen. Der Vater war schon besorgter, wenn er sich gleich nichts merken ließ. Helene war längst fort zum Concert, die kranke Mutter und ich hätten um keinen Preis hineingehen können, wir wußten während der ganzen Zeit vor Angst nicht wohin und nahmen unsere Zuflucht zum Gebet. —

Jetzt endlich rollte ein Wagen und hielt vor dem Hause. Sie waren's; der Vater strahlend vor Glück und Freude, wie ich ihn nie gesehen, Fritz vor allen andern Dingen entsetzlich hungrig; seine junge Seele machte sich damals noch nicht viel aus dem ihm gespendeten Beifall, wenn er gleichwohl recht gut zu erzählen wußte, wie viele schöne Damen ihn auf den Schooß genommen und abgeküßt hatten.

Jetzt kam auch Helene und der älteste Bruder zurück und bald saßen wir einträchtig und voller Freuden um den reich besetzten Tisch. Es ging hoch her damals und wir Kinder tranken zum ersten Mal Champagner.

Dann gab's großen Wirrwarr im Hause, wir Alle arbeiteten und nähten, um den Vater und Fritz für die große Kunstreise auszustatten, die in der nächsten Zeit angetreten werden sollte. Vater nahm einen längern Urlaub und bald darauf reisten sie ab.

Wie war's so stille und öde in unserm Hause, als sie fort waren. Helene war wenig daheim und in den Stunden, die sie nicht im Conservatorium zubrachte,

meist immer bei Bekannten und Verwandten. Früher machte ihr die Mutter noch Vorwürfe, jetzt hatte sie's längst aufgegeben, sie war zu schwach und leidend dazu und bei Helene halfen sie doch nichts, sie ließ sich nichts sagen. Mein älterer Bruder war auf der polytechnischen Schule, so waren die Mutter und ich lediglich auf einander angewiesen.

Der Kreis meiner häuslichen Arbeit hatte sich auch mit der Abreise des Vaters ungemein verkleinert und mir blieb jetzt hinlänglich Zeit, meine Stimme, die sich merkwürdig rasch und stark entfaltete, auszubilden.

Mutter ließ nicht nach, bis ich einwilligte, bei dem berühmtesten Gesanglehrer unserer Stadt, der sich im vollsten Genuß seines großen Ruhmes von der Bühne zurückgezogen hatte, um lediglich sich der Ausbildung jüngerer Kräfte zu widmen, Unterricht zu nehmen. Sie war von ihrer früheren Bühnenlaufbahn her eng diesem Herrn befreundet und als er meine Stimme geprüft hatte, erklärte er sich bereit, mein Lehrer zu werden, jedoch wollte er nichts dafür nehmen.

Das genirte mich anfangs sehr, als ich aber sah, welche innige, aufrichtige Freude der große Meister an meinen Fortschritten hatte, da gab auch ich mich mit ganzem Eifer der heiligen Kunst hin und fühlte selbst mit freudiger Zuversicht, wie sehr mein Streben von Erfolg war.

Helene verhielt sich diesen Vorkommnissen gegenüber

ziemlich passiv. Sie war bei meinem Unterricht nie zugegen, wohl aber häufig bei meinem Studium und da kam sie, die Vorgeschrittene, fortwährend mit verdienter Auszeichnung überhäufte Schülerin des Conservatoriums mir in jeder Weise freundlich zu Hülfe.

So floß unser Leben jetzt sehr ruhig und still dahin und ich wäre gewiß ganz glücklich gewesen, wenn nicht die Mutter sichtlich schwächer und schwächer geworden wäre, so daß wir auf's Ernstlichste für das Leben der Theuren fürchten mußten. Von unsern lieben Reisenden hörten wir viel und nur Gutes. Wenn uns nicht schon die Zeitungen fortwährend auf dem Laufenden über ihre Triumphe gehalten hätten, so thaten dies noch mehr die langen Briefe des Vaters und die fortgesetzten Tagebücher, die Fritz mir mit rührender Treue fort und fort schickte.

Aus diesen, mit kindlicher Hand geschriebenen styl- und formlosen Aufzeichnungen des neunjährigen Knaben quoll mir und der Mutter ein reicher Schatz der Liebe, die namentlich die letzten Tage der armen Dulderin verklärte.

Der gute Junge wurde nicht müde, für sein „gutes Mütterle" und seine „liebe Emma" alles Mögliche, Nützliche und Unnütze zu kaufen. Helene und der ältere Bruder wurden zwar auch mit Geschenken bedacht, aber nicht so reichlich wie wir. Fritz machte mit seiner kleinen Geige unglaubliche Einnahmen und

der Vater that ihm keinen Zwang an, wenn er die Seinigen daheim erfreuen wollte.

Die Kunstreise, die anfangs nur auf wenige Monate berechnet war, zog sich mehr und mehr in die Länge. Von Frankreich waren sie nach Belgien gegangen, von dort nach England und von da nach Schweden und Norwegen.

Ueberall erregte der kleine Geiger das ungetheilteste Interesse und Vater schickte fort und fort beträchtliche Summen nach Hause zu seinem Bankier.

Das hatte jetzt nahezu zwei Jahre gedauert, Vater war zum vierten Mal um Verlängerung seines Urlaubs eingekommen und hatte einen entschiedenen Abschlag erhalten. Ich gewann mehr und mehr die traurige Ueberzeugung, daß die Mutter das kommende Frühjahr nicht erleben werde und entschloß mich endlich, ach, wie schwer ward mir der Entschluß! dem Vater offen meine Besorgnisse mitzutheilen und ihn zu bitten, er möge zurückkommen, wenn er die Theure noch sehen wolle.

Es war im Januar, das tollste Faschingsleben hatte überall begonnen und wir wohnten unglücklicher Weise nicht weit von einem großen öffentlichen Locale, wo jeden Tag Bälle gehalten wurden.

Wie oft störte die wüste Tanzmusik die arme Mutter, wenn sie eben die müden Augen schließen wollte!

Unter den Klängen eines berühmten Walzers, den ich noch heute nicht ohne Entsetzen hören kann, hauchte sie ihr Leben, das die letzten langen Jahre hindurch nur ein einzig Leiden gewesen war, in meinen Armen aus.

Als der Vater und der Bruder vier Wochen später von Rußland zurückkamen, fanden sie schon den Hügel begrünt, der sich über der Asche der Theuren wölbte, da trafen sie mich im tiefsten Leid, denn wenn auch das ganze letzte Lebensjahr der Mutter ein einzig Sterben gewesen war, wenn ich mich gleich fort und fort mit dem Gedanken vertraut machen mußte, daß ich sie verlieren werde, so war ich doch trostlos und geknickt, als der harte Verlust endlich eintraf.

Helene schien nach ihrer Art auch zu trauern, doch beherrschte sie mit gewohnter Energie die Verhältnisse und ordnete die Bestattung und all' das düstere Wesen, was nach einem Todesfall sich in jedem Hause entfaltet.

Einige Tage nach der Zurückkunft schlug der Vater Abends, als wir Alle traulich beisammen saßen, den Flügel auf und bat Helene, zu singen, um zu sehen, wie weit sie inzwischen vorgeschritten wäre.

Helene sang meisterlich und erfreute jetzt auch den Vater mit der Nachricht, daß sie zur Zeit ihre Partie für das erste Auftreten studire und daß sie in den

lustigen Weibern von Windsor schon im nächsten Monat debutiren werde.

„Jetzt soll Emma aber auch zeigen, was sie kann."

„Du wirst Dich über die Stimme wundern, Vater", sagte Helene.

„Seit wann hat denn Emma eine Stimme?" meinte der Vater ganz erstaunt.

„Komm, Emma, sing mal hier die große Arie der Gräfin aus Figaro's Hochzeit, ich begleite Dich", dabei zog die Schwester mich zum Flügel.

Fritz und der Vater waren sehr verwundert; Eduard, der meinen Studien so oft beigewohnt, lachte im Stillen.

Ich trat zum Instrument, Helene präludirte und ich sang. Zuerst schüchtern, dann aber, als ich bei einem kurzen Seitenblick sah, wie Vaters Augen leuchtend auf mir ruhten, ging ich mit der Stimme ganz frei heraus und ich wußte, daß ich gut sang.

Noch war der letzte Ton nicht verklungen, als ich fühlte, wie der Vater mich an seine Brust zog und glücklich küßte — zum ersten Mal, und da überwältigte mich der Moment so, daß ich an seiner Brust mich selig ausweinen mußte.

Dann ging das Erklären los, der Vater wollte Alles wissen, jeden kleinsten Umstand der Geschichte meines Singens. Ach, das war ja Alles bald erzählt; er forschte aber weiter und weiter und es hätte nicht

viel gefehlt, so wäre er noch am späten Abend zu dem großen Meister gerannt, um ihn über die Hoffnungen, die er auf mich setze, weiter auszufragen. Ich mußte an diesem Abend fort und fort singen und er konnte nicht müde werden, mich zu hören.

Schon am andern Morgen begann ein neues Leben in unserm bisher so stillen Hause. Eine ältere Dame wurde engagirt, um den Haushalt zu führen, mir wurden die Schlüssel abgenommen und ich lediglich an meinen Flügel gewiesen. Morgens Uebungen, Nachmittags Uebungen und Abends Theater oder Concert, das war jetzt meine Tagesordnung. Wir sahen viel Gesellschaft bei uns und namentlich Herren und Damen vom Theater und Musiker strömten fortwährend bei uns aus und ein. Wir waren ja jetzt ein reiches Haus und unbegrenzte Gastfreundschaft war eine der Tugenden meines Vaters, die geschlummert, so lange die Mutter lebte. Er war überhaupt anders zurückgekehrt als er fortzog. Die Starrheit, das Mißtrauen seines Wesens war verschwunden und hatte einem liebenswürdigen, weltläufigen Benehmen Platz gemacht, das aber immer von seiner ihm ursprünglich innewohnenden Würde getragen wurde. Er lebte und webte jetzt nur in den Hoffnungen, die er auf uns setzte, und überwachte unsere Studien mit ängstlicher Sorgfalt.

Helene gab sich mit der ganzen Leidenschaftlichkeit ihres Naturells dem neuen, heitern Leben hin, das

durch unsere Räume zog; sie schwamm behaglich auf den Wogen der Gesellschaft, die ihr eigentliches Element war. Ich fühlte aber doch eine entsetzliche Leere in mir, die alle die rauschenden Vergnügungen, deren wir jetzt so viele genossen, nicht ausfüllen konnte.

Die Sehnsucht nach der Mutter regte sich bei mir fort und fort und schmerzlich sah ich, daß die theure Dahingeschiedene nur von zwei Menschen nicht ganz vergessen war, von meinem Bruder Fritz und mir.

Das Wunderkind war, wie bereits erwähnt, mächtig in die Höhe geschossen, ein stiller träumerischer Knabe, dem man es wahrhaftig nicht ansah, daß er bereits so viel erlebt hatte. Es lag über seinem Wesen etwas wie ein melancholischer Hauch, wahrscheinlich das stille Leid um die verlorene Kindheit.

Er war jetzt, so jung an Jahren, doch vollendetster Meister auf seinem Instrumente und begleitete mich zumeist bei meinen Studien.

Oft aber auch in der Dämmerung, wenn im Salon das rauschende Leben noch nicht angefang'en, setzte er sich zu meinen Füßen, legte den Kopf auf meinen Schooß und bat mich: „Erzähl' mir von der Mutter."

Und dann rief ich das Bild der theuren Verblichenen aus dem Schattenreich herauf und konnte ihm stundenlang erzählen von ihren langen, langen Leiden in den letzten Jahren. Das waren schöne, heilige Momente und das Herz des Knaben schloß sich

immer fester an mich an. Dem Armen war es ein Bedürfniß, geliebt zu werden, ein Bedürfniß, das all' der Ueberfluß, in dem er bisher gelebt, nicht befriedigen konnte.

Da kam ein Mann in unser Haus, der berufen war, in meinem Leben die traurigste Rolle zu spielen. Eines Tages stellte mir mein Vater den neuengagirten Bariton unsers Hoftheaters vor. Ich kann nicht begreifen, welch' ängstliches Gefühl mein Herz zusammenkrampfte, als ich den Menschen zum ersten Mal sah.

Herr von Dassel war ein Mann in der Mitte der Zwanziger, groß und schön gewachsen. Er hatte ein blasses, regelmäßiges Gesicht, in dem sich jedoch eine gewisse Härte aussprach, die ihm aber sehr männlich ließ. Er war hochblond und hatte dabei schwarze kalte Augen. Ich empfing keinen angenehmen Eindruck von dem ersten Begegnen mit diesem Mann.

Er verkehrte seit dieser Zeit täglich in unserm Hause, ich mußte viel mit ihm singen und lernte bald das ruhige, feste, sich immer gleichbleibende Wesen des Mannes schätzen. Er war anders, wie die Dutzend Sänger und Schauspieler, deren wir so viele in unserm Hause sahen, er hatte viel gelernt, renommirte aber durchaus nicht mit seinen Kenntnissen, er mußte auch viel erfahren haben und oft wurde ich irre an seinem Alter, wenn er gelegentlich sagte: „Zu der Zeit war ich in Petersburg engagirt“ oder „Damals war

ich mit der Gesellschaft Sorini in Constantinopel.“ Dabei war bei ihm keine Spur jener faden Galanterie zu entdecken, mit denen uns zumeist die Herren vom Theater verfolgen zu müssen glaubten. Ebensowenig liebte er es, vom Theater zu sprechen und der Theaterklatsch, der in unserm Salon sehr frequentirt wurde, war ihm ein Gräuel.

Als ich ihn nun zum ersten Mal singen hörte, als ich den wunderbar sympathischen Klang seiner Stimme zum ersten Mal vernahm, fühlte ich, wie etwas Fremdartiges, nie Gefühltes in mir vorging, mir stieg's heiß vom Herzen auf und ich mußte bitterlich weinen und doch war es nur ein einfaches Lied, welches er sang, der Schubert'sche Wanderer. In diesem Lied, welches ich selbst so oft gesungen, nie aber so verstanden hatte wie diesmal, war ja mein ganzes Sein und Wesen enthalten. Ich fühlte zum ersten Mal, wie entsetzlich tief die Kluft war, die mich von Vater und Schwester trennte, wie fremd ich war im eignen Haus und wie verlassen in der großen, großen Welt.

Der Sänger bekam bald ein eigenthümliches Interesse für mich. Ich kann nicht sagen, daß es Liebe war, was mich zu ihm hinzog. Nein, nein. Anfangs war es gewiß keine Liebe, eher Abneigung. War er da, so litt ich wie unter einem Druck und war er abwesend, so sehnte ich mich nach ihm. Ich konnte schon deshalb seines Kommens nicht froh werden, weil

ich seinen Verkehr mit Helene auf das Aufmerksamste überwachen mußte. Das cokette Mädchen hatte ihm gegenüber alle ihre Netze aufgespannt, er zerriß sie aber wie Spinnweben und schritt durch alle diese Coketterien gleichmüthig lächelnd durch. Ich litt entsetzlich zu dieser Zeit und sehnte mich nach Erlösung.

Wie hundert Mal bestürmte ich den Vater, er möge mich auftreten lassen, damit ich endlich einmal hinauskönne in die weite, weite Welt, in der ich — das wußte ich zuversichtlich — meine Kunst ausübend, mich weniger einsam und verlassen fühlen würde, als zu Hause.

Da schien es endlich, als ob Dassel sich wirklich Helene zuwenden wollte, er kam öfters als bisher und verkehrte mehr mit Helene, als mit mir. Ach, an den Qualen der Eifersucht fühlte ich erst, wie lieb ich den seltsamen Mann hatte.

Wie habe ich mit mir gerungen, um still und neidlos dem glücklichen Loose meiner Schwester zuzuschauen, wie viele heiße Thränen in stiller Einsamkeit, die ich mir erst mühsam erobern mußte, geweint! und doch konnte ich meiner Gefühle nicht einmal so weit Herr werden, daß man mir äußerlich nichts angesehen hätte.

Schon mehrmals hatte der Vater mich gefragt: „Bist Du krank, Emma? Du siehst recht schlecht aus!“ und endlich drohte er mir gar mit dem Doctor. Ich wußte es nur zu gut, daß und wie schlecht ich aussah.

Da trat ein Wendepunkt in meinem Leben ein. Es war an einem Sonntag Nachmittag, Herr von Dassel hatte bei uns gegessen und war geblieben, Helene machte ihre Toilette für's Theater, Vater, die beiden Brüder und mehrere Herren rauchten im Nebenzimmer ihre Cigarren. Es fing eben an zu dämmern, ich saß am Flügel, um Dassel zu begleiten, es war wieder ein Schubert'sches Lied, das er sang:

„Das Meer erglänzte weit hinaus, im letzten Abendschein."

Wer kennt das unendliche traurige Lied von Harry Heine nicht, das Lied, durch welches eine unsagbare Schwermuth weht, die aber erst durch die Schubert'sche Musik ihren rechten Ausdruck findet!

Ich schloß die Begleitung, die letzten Töne seiner herrlichen Stimme verhallten klagend im Zimmer; — ich konnte mir nicht helfen, die hellen Thränen schossen mir unaufhaltsam aus den Augen und das ganze unsägliche Weh meines Innern machte sich Luft im heißen Schluchzen.

„Weshalb weinst Du, Emma?" fragte er, sich über mich beugend.

Wie wunderbar schlug das „Du" an mein Ohr. Seine Stimme hatte einen bezaubernden Klang.

„Antworte nichts, sage nichts, ich weiß Alles", fuhr er fort. „Ich weiß, daß Du mich liebst, von dem Augenblicke an, wo ich in Euer Haus eintrat, ich weiß, daß Du um mich geweint und gelitten hast.

Schau auf, Emma, schau mir in's Auge und lies darin, was ich für Dich fühle, lies darin, daß ich Dich lieb haben will jetzt und immerdar. Sei mein, mein Weib, mein liebes, theures Weib!"

So ward ich sein! die ganze Familie war im hohen Grade überrascht, als er um mich anhielt, man hatte allgemein geglaubt, er würde Helene wählen.

Diese war sehr vergnügt über meine Verlobung; hatte ich mich doch vielleicht geirrt, als ich glaubte, Helene liebe ihn?

So war ich dann Braut. Jetzt erst hatte mein Leben einen Inhalt, ein Ziel. Ich lernte meinen Bräutigam von Tag zu Tag höher schätzen, meine Liebe zu ihm konnte ja nicht zunehmen, denn mein Herz gehörte ihm schon von Anfang an ganz und gar.

Und doch lag etwas zwischen ihm und mir, was ich mir nicht enträthseln konnte, was aber doch war. Ich konnte mich ihm nicht so ganz und gar hingeben, wie ich wollte, es war, als ob eine Schranke zwischen uns sei, die das letzte Ineinanderfluthen der Gedanken hindere, die es nicht zugäbe, daß unser Denken gemeinsam sei, wie unsere Gefühle.

Er war von einer seltenen Energie, die Alles bezwang. Was er sich vorgesetzt hatte zu erreichen, das erreichte er gewiß und es kümmerte ihn gar nicht, über was er wegschreiten mußte, um zu seinem Ziele zu gelangen. So hatte er auch dem Publikum zuerst gar

nicht gefallen wollen, man sprach in der ersten Zeit seines Engagements schon von neuem Ersatz. Er hatte sich aber gesagt, „ich will gefallen", und siehe da, er gefiel und wurde der Liebling des nicht leicht befriedigten Publikums, obgleich ein großer Meister des Gesanges schon vor ihm da war, der wie er Bariton sang.

Mir gegenüber blieb von Dassel sich vollständig gleich. Selten, sehr selten waren Ausbrüche seiner Zärtlichkeit, wie der, der unsere Verlobung herbeigeführt hatte. Und dies sich ewig gleichbleibende Betragen, das mich gleichsam wohlwollend von oben herunter, als ob ich ein Kind wäre, behandelte, das sich nie änderte und heute wie gestern, morgen wie heute war, verletzte mich tagtäglich auf das Tiefste.

Ich hatte mir meinen Brautstand anders, so ganz anders gedacht. Die wahnsinnige Liebe, die ich für ihn fühlte und die um so leidenschaftlicher wurde, je mehr ich sie, durch seine Art und Weise gezwungen, zurückdrängen mußte, forderte Gegenliebe und so verzehrte ich mich in meiner Leidenschaftlichkeit.

Ich weiß, wie ich litt, was war es Wunder, daß auch mein Aeußeres die Spuren davon trug! Ich fühlte, daß ich bleich und kränklich aussehen mußte, daß das, was die Leute meine Schönheit nannten, zusehends verfiel, daß meine Bewegungen heftig, leidenschaftlich und unschön waren, wie mein Denken. Ich quälte mich

durch maßlose Eifersucht, deren erster Gegenstand natürlich meine Schwester war. Jede ihrer Bewegungen wurde von mir beobachtet, ich brauchte die unwürdigsten Mittel, um mich mit ihrer Correspondenz vertraut zu machen und doch fand sich nichts, was meinen Argwohn gerechtfertigt hätte. Sie cokettirte freilich mit Herrn von Dassel, aber das that sie jedem Manne gegenüber und er behandelte sie in derselben leichten gentlemännischen Weise wie mich und es war leider wenig Unterschied in seinem Benehmen meiner Schwester und mir gegenüber.

So vergingen einige Monate. Der Vater wollte mich nicht eher auftreten lassen, als bis dies nach dem Urtheile meines Meisters ohne Gefahr für meine Stimme geschehen konnte. Und der Termin meiner Hochzeit mußte, wenn er überhaupt schon festgesetzt war, jedenfalls nach meinem Auftreten fallen. Dassel und ich wollten dann zusammen Engagement annehmen. Helene war inzwischen nach einem sehr glänzenden Debut als Soubrette engagirt worden. Sie hatte sich sofort eine eigene Wohnung genommen, da unser bescheidenes Haus zu eng war, um dem neu aufgehenden Stern unsers Hoftheaters zu gestatten, alle die Besuche zu empfangen, die jetzt massenweise herbeiströmten. Vater hatte sie sehr hübsch eingerichtet und sie saß jetzt wie ein glücklicher, beneidenswerther Vogel in einem reizenden Nestchen und doch beneidete ich sie nicht um ihre Selbst-

ständigkeit. Ich fühlte zu sehr, wie ich anders war, als sie. Mein Herz mußte Jemand haben, für den es sorgen konnte, ich bedurfte der Liebe, mein ganzes Sein war darauf angewiesen und damals ahnte ich freilich die entsetzliche Einsamkeit nicht, in der ich mein Leben verbringen sollte.

Helene's Scheiden machte sich in unserer Familie doch sehr fühlbar. Ihre ewig frohe Laune, die Alles erheiterte, fehlte und es wurde stiller und einsamer bei uns. Vater wurde jetzt auch durch sein Amt und alle die Verdrießlichkeiten, die es mit sich brachte, sehr in Anspruch genommen, viele Besuche schienen nur um Helene's willen gekommen zu sein und blieben aus, als sie fehlte. Auch mein Bräutigam kam seltener und es vergingen oft mehrere Tage, an denen ich ihn nicht sah. Unter all' diesen düstern Zeichen kam mein Debut näher und näher heran. Ich sehnte den Tag herbei, weil ich von ihm Vieles erwartete, er mußte irgendwie eine Aenderung in Zustände bringen, die nachgerade anfingen, unerträglich zu werden. Furcht war mir fremd und ich wußte, ich würde mit demselben Gleichmuth vor das Publikum treten, mit dem ich mich z. B. an's Clavier setzte.

Der Freischütz wurde angesetzt, ausnahmsweise um meinetwillen hielt man eine Clavierprobe; ich sollte in derselben eben zeigen, was ich konnte.

Die Oper war ganz neu besetzt. Helene sang das

Aennchen, von Dassel den Caspar zum ersten Male. Ein junger Tenor, der kurz vorher mit Glück debutirt hatte, sollte den Max singen.

Eine neue Wolfsschlucht, an der man seit längerer Zeit bereits arbeitete, sollte das Publikum überraschen.

Die Clavierprobe wie die andern Proben gingen glücklich vorüber, der Tag der Vorstellung kam.

Es war Mittag vorbei und noch war Dassel nicht da gewesen. Ich konnte und wollte mir nicht denken, daß er an diesem so wichtigen Tage mich allein lassen könne. Es ward vier Uhr, er war noch immer nicht gekommen. Helene fuhr vor, um mich in die Garderobe abzuholen, wir stiegen just in den Wagen, da kam er eilfertig, zerstreut, sonderbar. Und gerade an diesem Tag, von dem doch unsere Zukunft abhing! Er hatte wenig freundliche Worte für mich, wechselte einige gleichgültige Complimente mit Helene, die mir auch ernst und trübe gestimmt vorkam, wie ich sie die ewig Heitere und Frohe nie gesehen.

Dann fiel der Wagenschlag zu und wir rollten fort. Es hätte nicht viel gefehlt, so hätte ich schon im Wagen angefangen zu weinen.

Mein armes Herz litt gar zu sehr, es lag wie ein dumpfer, betäubender, schwer lastender Druck auf mir, Alles schien mir düster und trübe, kein einziges fröhliches Gelächter wollte an dem Abend mein Ohr erreichen, es war, als fühle die ganze Welt mit mir die

schwüle Ahnung eines großen Unglücks, das über mir hing.

Den ersten widerwärtigen Eindruck empfing ich im Theater. Wir mußten, um in unser Ankleidezimmer zu gelangen, die Garderobe der Choristinnen der Länge nach durchgehen.

Die jungen Mädchen waren im vollen Ankleiden begriffen, da sie schon in der ersten Scene zu thun hatten. Es war mir schrecklich, wie sie sich so wenig vor einander genirten und in der leichtesten Toilette, die eigentlich gar keine war, in dem großen Zimmer herumsprangen.

Ich war froh, als wir in unserm kleinen Stübchen anlangten und die Thür hinter einer Scene fiel, die das Schamgefühl eines jungen Mädchens doch auf eine etwas harte Probe setzte.

Helene war mir sehr behülflich und so war mein Anzug so schnell beendigt, daß ich gerade noch zu recht kam, um dem ganzen ersten Act hinter den Coulissen beizuwohnen. Der neue Tenor gefiel sehr. Dassel hatte sich eine merkwürdige Maske gemacht, zum ersten Mal sah ich ihn im Costüme in der Nähe und er machte, trotzdem er gut aussah, doch einen unangenehmen Eindruck auf mich.

Das seltsam bemalte Gesicht, der wüste schwarze Bart gefiel mir nicht. Es war, als ob die diabolische Maske, die Wildheit des dem Teufel verfallenen Jä-

gers seinem Wesen entspräche, er stieß mich ab, obgleich er nach dem ersten Acte zu mir kam und freundlich und gut mit mir sprach.

Jetzt kamen wir an die Reihe. So muthig und gefaßt ich auch war, so klopfte mir doch das Herz zum Zerspringen, als ich mir den Kopf verband und mich niedersetzte, während Helene auf ihren Stuhl stieg, um den Nagel einzuklopfen. Die Ouvertüre begann, der Vorhang rollte auf.

Glücklicherweise hatte Helene anzufangen: „Schelm, halt fest, ich will dich lehren.“

Wäre der Anfang an mir gewesen, ich wüßte nicht, was passirt wäre, denn im ersten Augenblick, als der Vorhang in die Höhe rollte und ich in dieses Gewirr von Lampenschimmer, in das brausende Meer von Menschen hinaussah, die alle nur auf mich sahen, ergriff mich ein namenloses Gefühl von Angst und Beklemmung. Es liegt ein magnetischer Zauber schon in dem Blick eines menschlichen Auges, wer möchte sich nun des Zaubers von Tausenden erwehren können! Mir schwindelte, ich fühlte mich unsäglich elend.

Doch dauerte das nicht lange, die Musik, der einzige Trost meines jammervollen Lebens, wurde mir auch hier rettende Helferin.

Helene setzte ungemein sicher ein und schon während ihres Gesanges kam ich vollkommen zu mir selbst, ich konnte anfangen und sah fortan aus alle den Tausenden

von Menschen nur einen einzigen, den Capellmeister, der mir oft ermuthigend zunickte.

Jetzt kam meine große Scene, ich fühlte, es werde gut gehen und fing getrost an. Und es ging gut; je mehr ich sang, je freier fühlte ich mich, zuletzt war mir's, als ob ich im Zimmer sänge, ich konnte vollkommen frei mit der Stimme herausgehen und freute mich selbst über ihre gewaltige Wirkung in dem großen Hause, die sich mitten im Forte des starken Orchesters doch geltend machte.

Die Scene endigte und das ganze Haus applaudirte lebhaft. Helene und ich mußten zweimal vor die Lampen und jedesmal ging der Beifall von Neuem los.

Dann kam das Personal mit den stürmischsten Gratulationen und endlich auch der Capellmeister mit meinem alten Vater, der mich jubelnd in die Arme schloß.

So war ich von einem großen Kreis umringt, den ich nicht durchbrechen konnte. Wo blieb er aber, er allein kam nicht, um mir, seiner verlobten Braut, Glück zu wünschen?

Mein suchender Blick fand ihn endlich, er stand zwischen der dritten und vierten Coulisse und sprach mit Helene, und im Momente, wo mein Auge ihn fand, steckte ihm Helene etwas zu wie ein Papier.

Es war zu schnell geschehen, ich konnte mich auch getäuscht haben, denn nach einigen Worten, die sie mit einander wechselten, trat Helene auf mich zu und schaute

mir nach ihrer Gewohnheit groß und offen in die Augen. Wo war die Lüge in diesen Blicken; ich schämte mich, ach wie sehr, wegen des häßlichen, plötzlichen Verdachtes, der in mir aufgestiegen war, und bat der Schwester alles Unrecht ab.

Aber er kam noch immer nicht, noch immer stand er an derselben Stelle, wo Helene ihn zurückgelassen und las; — er las wirklich in einem weißen Papier, dann faltete er das Blatt ruhig zusammen und steckte es vorn in sein Wamms.

Jetzt konnt' ich nicht länger mehr an mich halten und schritt auf ihn zu. Was ich zu ihm gesagt und gesprochen habe, weiß ich nicht, es muß wohl sehr seltsam gewesen sein; denn er starrte mich erstaunt an, als ich lachte, geradezu lachte über die Worte, die er mir sagte und die doch gewiß nicht zum Lachen gewesen sein mußten. Ich sprach von allem Möglichen, fiel ihm sogar um den Hals, Alles, Alles nur, um das Billet zu bekommen, das er wegsteckte, als ich kam, und an dem, ich fühlte es nur zu gut, mein Leben hing. Ich weiß nicht, merkte er meine Aufgeregtheit oder nicht, ich selbst kam mir ungemein verächtlich vor in dieser Comödie und ließ die Maske fallen.

Mit einer Ruhe, von der ich heute noch nicht weiß, wo ich sie hernahm, sagte ich zu ihm: „Du hast eben von Helene ein Billet bekommen, was hat sie Dir zu schreiben?"

Ich fühlte sein Erstarren bei meinem directen Angriff, ich sah, wie er erbleichend vor mir stand, der schändliche, falsche Mann, vor mir, dem schwachen Mädchen.

Er überlegte augenscheinlich, um Zeit zu gewinnen. „Nicht hier, Emma! Heut Abend nach der Oper will ich Dir Alles sagen.“

„Ich bin stark genug und gefaßt, Alles zu hören, aber jetzt, jetzt gleich! Martere mich nicht mit Ausflüchten, gieb mir den Brief.“

„In Gottes Namen, einmal mußt Du doch Alles wissen; nimm und lies und dann handle!“

Wenn ich meine Augen schließe, so steht das Bild jenes schrecklichen Mannes bis auf die kleinsten Züge wieder vor mir, ich sehe die Coulisse, es war einer der Felsen der Wolfsschlucht, der Uhu saß oben und grinste mit feurigen Augen mich an; Dassel stand vor mir mit gesenkten Augen — er konnte sie ja nicht mehr vor mir aufschlagen! — und rund herum das bunte Leben des Theaterpersonals, lachend und scherzend an uns vorüberziehend; Keiner von ihnen ahnte das Weh, das ich im Herzen trug. Er reichte mir widerstrebend den Brief. Es war Helenens Schrift.

Wie das „Mene Tekel“ glänzten die Buchstaben schier feurig auf dem Papier mir entgegen. Noch weiß ich jedes der schrecklichen Worte, die mich so unsäglich elend machten.

„Mach' ein Ende", schrieb sie, „wenn Du nicht willst, daß ich armes, schwaches Weib den Muth haben soll, selbst mich dem Vater und der Emma gegenüber zu erklären. Mach' ein Ende, das Kind unter meinem Herzen schreit nach seinem Vater und ich will, daß Du endlich Deine heiligen Eide einlösest und mich zu Deinem ehelichen Weibe machst, ehe die Leute auf die Gefallene mit Fingern deuten.

So oder so, mach' ein Ende!"

So las ich, es dauerte lange, bis meine gestörten Sinne die Worte verstanden. Dann aber fühlte ich ein schneidend Weh im Herzen und schleppte mich mühsam in die Garderobe. Dort fiel ich auf das Sopha und lag bewegungs- und bewußtlos da.

Die Zeichen kamen, der Act sollte beginnen, man rief nach mir, ich konnte, ich mochte nicht antworten.

Endlich kamen sie in die Garderobe, sie schleppten mich auf die Bühne. Ich raffte alle meine Kräfte zusammen und wollte meine Pflicht thun. Der Vorhang rollte auf, ich wollte einsetzen und brachte keinen Ton hervor. Der Capellmeister klopfte ab, noch einmal versuchte ich zu singen, aber nur ein heiserer Schrei entrang sich meiner Brust, dann stürzte ich bewußtlos zusammen. Da sehen Sie denn wohl, daß ich nicht im Stande war, an diesem Abend noch zu singen.

Man rief nach dem Theaterarzt, man rief nach meinem Vater. Der Arzt ordnete sofort an, daß ich

nach Hause gebracht werden solle. Von Weitersingen war natürlich keine Rede mehr.

Das war mein Debut! —

Noch am selben Abend hatte Dassel eine längere Unterredung mit dem Vater und dieser darauf eine sehr stürmische Scene mit Helene. Beide hatten ihm Alles mitgetheilt. Ich lag im Fieber beinahe ein volles Vierteljahr und als ich wieder zum Leben erwachte, da legte sich Helene, um nimmer wieder aufzustehen. Sie gab sterbend einem Kinde das Leben, einem Sohn, — seinem Sohn.

Sie starb versöhnt mit Gott und mit mir. Mein Gott, mit welcher Seelenangst hat sie mir das große schwere Unrecht abgebeten, das sie an mir begangen!

Wie schwer ist die Arme gestorben, wie hart ward ihr der Abschied vom Leben, das ihr so viel versprochen und so wenig gehalten hatte! Ihr Kind vermachte sie mir, es war mir ein heiliges Vermächtniß, das einzige, was mich eigentlich noch an's Leben band. Ich wußte, daß ich das Kind lieb hatte, daß Alles, was noch an guten Gefühlen in mir war, dem Kinde gehören sollte, ich wollte es zu einem guten Menschen erziehen; — mein Gott, was setzte ich alles für Pläne auf dieses junge, zarte Leben, auf dieses Kind der Schmerzen! Der Himmel hatte es aber anders mit mir beschlossen, er wollte nicht, daß ich etwas lieb haben sollte, ich war bestimmt, allein zu leben, allein zu sterben. Schon

nach vierzehn Tagen verlosch das junge Leben und Helene hatte ihr Kind wieder bei sich im Grabe.

Ich trug den neuen Schicksalsschlag mit Ergebung und lebte still für mich hin, außer meinem Vater sah ich Niemand.

Gesellschaft und Theater existirten für mich nicht mehr, ja selbst meinen Flügel machte ich nur selten auf, ich konnte mich nicht mehr singen hören.

Der Vater quälte mich entsetzlich, meine Studien wieder aufzunehmen und von Neuem wieder aufzutreten, ich wußte aber selbst nur zu gut, daß es mir nicht möglich gewesen wäre, einen Ton in den Räumen zu singen, in denen man mich so unsäglich elend gemacht hatte. Mir war das Hoftheater ein Gräuel, und selbst das Gebäude konnte ich ohne Schmerz nicht von ferne sehen und bei meinen seltenen Ausgängen machte ich lange Umwege, um den verhaßten Anblick zu vermeiden.

Es war sehr einsam bei uns im Hause. Fritz hatte schon vor Jahr und Tag eine längere Kunstreise angetreten, Eduard, mein anderer Bruder, arbeitete seit zwei Jahren als Techniker in einer englischen Fabrik. Zu dieser Zeit kündigte mir mein Vater nicht ohne Verlegenheit an, daß er wieder heirathen werde; eine Nachricht, die ich in seinem Interesse mit Freude aufnahm, da ich wohl fühlte, daß mein verdüstertes und

verstörtes Gemüth ihm sein Haus nicht freundlich und angenehm machen konnte.

Wie verkehrte sich aber meine Freude in den bittersten Schmerz, als ich hörte, wen er meiner geliebten Mutter zur Nachfolgerin geben wollte. Es war eine Tänzerin unsres Balletcorps, eine Person, ebenso bekannt durch ihre auffallende, jetzt allerdings sehr gereifte Schönheit, als durch die Unzahl ihrer Abenteuer.

Mir war sie noch ganz besonders verhaßt und verächtlich dadurch, daß sie der böse Dämon Helenens gewesen. In ihrem Hause hatten die Zusammenkünfte mit Dassel stattgefunden, die Helene in Schande und Tod stürzten.

Ich konnte es nicht glauben und beschwor meinen Vater, von der unglückseligen Idee abzustehen. Er blieb unbeugsam bei seinem Entschluß, und als ich mich endlich vollkommen frei über den moralischen Unwerth dieser Dame aussprach, als ich ihm sagte, daß er das Andenken meiner seligen Mutter im Grabe schände, wenn er ihr diese Person als Nachfolgerin gäbe, da wurde auch er heftig und schwer zornig. Er sprach wilde und böse Worte und raubte mir das letzte Kleinod meines Lebens, das reine und unbefleckte Andenken an meine selige Mutter.

Durch seine Wuth erfuhr ich zum ersten Male das große Geheimniß meines Lebens, daß ich sein

Kind nicht sei, sondern die Tochter eines hohen Herrn, und daß meine selige Mutter seit der Zeit nie mehr ihres Lebens froh geworden.

O Du Arme, wie hast Du büßen müssen, Niemand wußte, wie Du gelitten, als Deine Tochter, wenn sie auch nicht wußte, weshalb dieses fried- und freudlose Leben!

Nach dieser heftigen Scene zwischen uns ließ er mich in Ruhe. Bald darauf zeigte er mir aber schriftlich an, daß in vier Wochen seine Hochzeit stattfinde und ich antwortete ihm ebenso, daß ich unter diesen Umständen sein Haus verlassen müsse, er möge mir an die Hand gehen, damit ich mir mein Brod selber durch Unterrichtgeben verdienen könne.

Darauf empfing ich die Antwort, daß für meine Zukunft durch eine Pension, welche mir von meinem wirklichen im Auslande noch lebenden Vater ausgesetzt, gesorgt sei.

Damit fiel mir ein großer Stein vom Herzen und ich beschleunigte meinen Auszug um so mehr, als die verhaßte Person schon jetzt tagtäglich bei uns erschien und ihr Regiment factisch angetreten hatte, denn ich mußte ihr die Schlüssel übergeben.

Kaum hatte ich mich in meiner neuen Wohnung bescheiden eingerichtet, da trat mein geliebter Bruder Fritz, den ich in Rußland glaubte, plötzlich in mein Zimmer.

Nach so vielem Kummer, welche innige, herzliche Freude des Wiedersehens! Die Heirathsanzeige des Vaters hatte ihn zurückgetrieben, er war außer sich darüber und sprach über die Wahl mit noch härteren, schärferen Ausdrücken, als ich solche je gedacht hatte; augenscheinlich kannte er die Zukünftige noch besser als ich.

Er war schon im väterlichen Hause gewesen und hatte dort eine arge Scene gehabt, so daß er geschworen, nie wieder einen Fuß über die Schwelle seines Vaters zu setzen, so lange diese Person im Hause sei. Jetzt kam er zu mir, um mir einen Vorschlag zu machen, der mir Anfangs sehr fremdartig und abenteuerlich erschien, auf den ich aber nach reiflicher Ueberlegung mit größter Freude einging.

Er wollte eine große Kunstreise nach Amerika machen und ich sollte ihn begleiten.

Als ich erst einmal die Scheu vor der Fremdartigkeit des Planes überwunden und mich zu der großen Reise entschlossen hatte, gingen die Vorbereitungen ungemein rasch von Statten.

Wir verkauften alle meine Meubles und schwammen nach wenig Tagen schon auf offener See.

Die Ueberfahrt in dem prächtigen Dampfer Bavaria, der mit zu den schönsten Schiffen gehört, die gegenwärtig auf hoher See schwimmen, hatte sehr wenig Unbequemes und viel des Neuen, Niegesehenen für mich.

Das so gänzliche Herausreißen aus allen meinen Verhältnissen, das Neue, Ungewohnte der Reise, selbst der Gedanke an die Zukunft, die noch dunkel und räthselhaft vor mir lag, hatte für mich etwas so Stärkendes und Erfrischendes, daß ich mich selbst nicht wieder erkannte.

Als wir in New-York angelangt waren, erklärte ich Fritz aus freien Stücken, daß ich schon in seinem ersten Concert singen werde. Bei der Masse Empfehlungen, die er, der berühmte Violinist, von der alten Welt mitbrachte, war es nicht schwer, sehr bald ein Concert zusammen zu bringen. Wir hatten einen Erfolg, der unsere kühnsten Erwartungen übertraf und von da an war unsere Existenz gesichert. Es fanden sich mehrere Impressarios, die sich um die Ehre stritten, unsere geschäftlichen Angelegenheiten zu besorgen. Jetzt begannen Tage des Glücks für mich, die für immer in meiner Erinnerung fortleben, von ihnen zehre ich jetzt in meiner Einsamkeit.

Wir durchreisten den ganzen Norden der Union, dann Californien und Mexico; es war ein großer Triumphzug und wir verdienten sehr viel Geld.

Das Alles war mir aber Nebensache, alle die Huldigungen, die Triumphe ließen mich kalt, das Einzige, was ich begehrte, war die Liebe meines Bruders, und die ward mir in vollem reichen Maße zu Theil. Fritz lebte nur für mich, wie ich nur für ihn lebte

und ich war erstaunt, welch' tiefes, schönes Gemüth sich mir in ihm tagtäglich reicher offenbarte.

Wie umklammerte aber auch mein Herz den geliebten Bruder mit allen Fasern seines Empfindens!

Er war ein eigenthümlicher Mensch. Da er, Dank dem Bestreben des Vaters, aus ihm ein Wunderkind zu machen, fast gar keine Jugend gehabt, da man bei ihm so recht eigentlich den Frühling des Lebens übersprungen hatte, so kam dieser jetzt erst nach. Es war wunderbar, welche Kindlichkeit im schönsten und besten Sinne des Wortes dieser vielgefeierte Künstler, der jetzt doch schon in der Mitte der zwanziger Jahre stand, noch besaß. Tagtäglich erstaunte ich auf's Neue über die Naivetät seiner Anschauungen von Menschen und Dingen. Er glaubte z. B. nicht, daß es schlechte Menschen geben könne und ließ sich mit einer bewundernswerthen Beharrlichkeit fort und fort von seinen besten Freunden täuschen und hintergehen. Der Agent, der unsere Geschäfte besorgte, ging in St. Francisco durch und nahm unser ganzes bis dahin erspartes Vermögen mit. Fritz beharrte darauf, der Mensch werde wieder kommen und war lustig wie zuvor, während mich der harte Schlag, obwohl mir Geld und Geldeswerth ziemlich gleichgültig war, doch um meines Bruders willen recht darniederbeugte.

Aber gerade in St. Francisco schlugen unsere Concerte sehr ein und das blanke Geld häufte sich in

meiner Schatulle. Von da an vertrauten wir uns keinem Agenten mehr, sondern ich besorgte alle Geschäfte selbst. Fritz war darin nicht praktischer als ein Kind, und jetzt begriff ich nur zu gut, wie es möglich war, daß er von seiner großen Kunstreise nach Rußland so viel wie nichts zurückgebracht hatte.

Nachdem wir also in der Stadt des Goldes so ausgezeichnete Einnahmen gehabt hatten, beschlossen wir, eine größere Reise nach Südamerika anzutreten und die merkwürdigen Länder des stillen Oceans zu bereisen. Es sollte keine Kunstreise sein, sondern mehr ein Abstecher, wir waren aber bald wieder genöthigt, zu verdienen, denn die Harmlosigkeit, mit welcher Fritz mit dem Gelde umging, war unglaublich.

So hatte er eine wahre Wuth, mir unerhört kostbare Geschenke zu machen. Alle Augenblicke überraschte er mich mit einem andern Schmuckgegenstand, trotzdem er wußte, daß ich nie Schmuck trug, und ihm zu Liebe mußte ich dann manchmal in Soiréen erscheinen mit Gold überladen, wie eine jüdische Bankiersfrau.

In Quito, dieser merkwürdigen Stadt, die zehn Tausend Fuß über dem Meere liegt, gaben wir unser erstes Concert mit großartigem Erfolg, ich hatte einige spanische Lieder gelernt, mein Bruder sich einige Seiltänzereien mit amerikanischen und spanischen Nationalmelodieen für die Violine zurecht gerichtet und das zog. Eigenthümlich war es aber, daß unsere deutschen

Volkslieder den Leuten der heißen Zone am besten gefielen, trotzdem sie kein Wort davon verstanden. Mit den einfachen Liedern aus dem letzten Fensterln, mit den Klesheim'schen Sachen, ja sogar mit Schnadahüpfln brachte ich die größten Erfolge hervor und wenn ich mich mit meiner Zither selbst begleitete, während sonst Fritz stets auf dem Flügel accompagnirte, da geriethen die braunen Herren und Damen schier außer sich.

Es war ein glücklich Leben! Wir durchreisten den ganzen ungeheuren Küstenstrich des stillen Oceans von Panama bis nach Valparaiso, erstiegen manchen hohen Berg mit unaussprechbarem Namen, der höher war als der Montblanc, und ergötzten uns ebenso an den Wundern der Natur dieses mächtigen Welttheiles, wie an dem seltsamen Schauspiel, das uns das fremde Leben und die fremde Sitte seiner Bewohner fort und fort auf's Neue boten. Und dabei lebten wir doch inmitten dieser fremden Welt unser deutsches Leben mit aller Innigkeit fort.

Wir Beide sprachen zusammen nur deutsch, wir führten unsere deutsche Literatur beständig mit uns, ja wir machten in den großen Städten förmlich Jagd auf deutsche Bücher und spielten für uns nur deutsche Musik.

Ich hatte die Gesundheit meiner Seele und meines Körpers vollständig wieder gewonnen, meine Stimme war stärker als je und ich fühlte mich ruhig und glück-

lich; ja glücklich, denn nur selten und dann nur mit Wehmuth, nicht mehr mit Bitterkeit, dachte ich an die vergangenen trüben Tage zurück.

Wir fuhren muthig um's Cap Horn, trotzdem Fritz um meinetwillen den gefahrlosen Weg über Panama vorgezogen hätte, und kamen nach einer ziemlich beschwerlichen Seereise nach Rio Janeiro. Hier gaben wir einen ganzen Sommer hindurch Concerte und machten so reiche Einnahmen, daß wir im Ernste darauf denken mußten, wie wir das gewonnene Vermögen am besten anlegen könnten. Fritz schlug vor, noch den Süden der vereinigten Staaten, Mississippi aufwärts zu durchwandern, dann wieder über New-York in's Mutterland zurückzukehren und dort irgendwo, wo es uns am besten gefiele, uns anzusiedeln.

„Wir können schon von unsern Zinsen leben, und heirathen thu' ich doch nicht, denn ich hab' zwei Frauen, denen mein Leben gehört, meine Schwester und meine Violine", das war sein ewiger Refrain und er konnte sich stundenlang drin ergehen, sich das Leben auszumalen, das wir als „alte Junggesellen" mit einander führen wollten.

Ich sagte dann immer zu Allem Ja und Amen, wenn ich auch nicht daran glauben konnte, so gern ich wohl gewollt hätte, denn es war mir immer unbegreiflich, daß Fritz für immer so unempfänglich allen

weiblichen Reizen gegenüberstehen sollte, wie er dies seither gethan. Es war eine innere Stimme, die mir fortwährend zuflüsterte: die Rechte war noch nicht da, wenn aber die erst einmal kommt, dann Ade ihr schönen Pläne!

Die Rechte war freilich noch nicht gekommen und es war mir unbegreiflich, daß sie so lange ausblieb, denn wie hatte man Fritz gehuldigt, wie viele Hunderte von Billets hatte er mir schon gebracht, die wir lachend miteinander gelesen und in's Feuer geworfen hatten.

Auch in Rio war die Rechte noch nicht, wir zogen weiter, diesmal nach einem kurzen aber schönen Aufenthalt in der Havannah nach New-Orleans, wo wir zu Anfang des Winters und der Saison hinkamen.

Wir waren von Rio aus an eine sehr liebenswürdige Creolenfamilie empfohlen worden, an einen Mr. de Jonquerolles, wo wir mit offenen Armen und mit einer solchen Herzlichkeit aufgenommen wurden, daß wir uns sofort heimisch fühlten.

Die Familie Jonquerolles hatte keine Kinder. Er war ein Mann im Anfange der Fünfziger, das Musterbild eines Creolenbarons, sie eine Frau von wahrhaft blendender Schönheit und Liebenswürdigkeit, im Anfange der dreißiger Jahre stehend. Im Sommer und in den ungesunden Monaten bewohnte die Familie ihr Landgut am Redriver, ziemlich weit nordwestlich ge-

legen, den Winter oder die Monate, die man in New-Orleans Winter heißt, brachte sie dagegen stets in New-Orleans zu, wo Mr. de Jonquerolles in einer Vorstadt unweit des Stromes eine prachtvolle Villa sein eigen nannte.

Man sah viel Gesellschaft in der Familie. Der Herr des Hauses suchte sich, da ihm der Himmel seinen sehnlichsten Wunsch, Kinder zu haben, versagte, durch die Freuden der Geselligkeit zu zerstreuen und so waren die Salons jeden Abend geöffnet und von einer bunten Menge durchwogt.

Man hatte uns einen reizenden Pavillon zur Wohnung angewiesen und wir konnten in aller Ruhe die Vorbereitungen zu unseren Concerten treffen.

Schon mehrmals hatte mich die Dame des Hauses gebeten, mit ihr die französische Oper zu besuchen, wo zur Zeit ein ausgezeichneter Sänger seine Triumphe feierte. Ich hatte auf allen meinen Reisen bisher den Theaterbesuch glücklich vermieden, noch immer lebte in mir der Abscheu, den ich seit meinem Unglück vor jeder Bühne hatte.

Ohne geradezu unhöflich zu sein, konnte ich jedoch meiner Wirthin meine Begleitung nicht mehr abschlagen und so fuhren wir denn eines Tages hinein in die Stadt, um Verdi's Trovatore zu hören.

Ich weiß nicht, wie es kam, daß mich dieselbe

furchtbare Angst überfiel, die mich damals bei meinem Debut so sehr gepeinigt hatte.

Es war augenscheinlich eine Warnung des Himmels.

Ich fühlte mich unter diesem Druck so unwohl, daß ich ernstlich daran dachte, wieder umzukehren, aber meine Begleiterin lachte und scherzte so liebenswürdig, daß ich ihr die Freude nicht verderben wollte.

Die ersten Scenen gingen ruhig vorüber, da auf einmal erscholl der Gesang des Troubadours hinter der Scene, der Graf erschien und sang.

Wie vom Blitz getroffen fuhr ich in die Höhe, so sang nur ein Mensch. Das war dieselbe Stimme, die mich in's Verderben gelockt; am ersten Ton erkannt ich's und wieder wollten die alten Schmerzen über mich hereinbrechen. Er war's, ganz derselbe, unverändert wie früher. Ich machte mich stark und blieb ruhig vorn in der Proscениumsloge sitzen, sein erster Blick fiel auf mich, wie er auftrat; — ich sah, wie er zusammenschrak. Er setzte ein, detonirte, setzte abermals ein, detonirte noch stärker und trat in Verwirrung zurück. Der Vorhang fiel, dann erschien Jemand und entschuldigte Mr. de Dasle wegen Unwohlsein. Also doch unter seinem Namen! — nur hatte die französische Aussprache den hannoverschen altadeligen Namen Dassel in Dasle corrumpirt.

Er konnte also noch immer mir nicht in's Auge sehen!

Trotz meiner vermeintlichen Stärke fuhr ich halb krank zu Haus. Fritz war abwesend, sonst hätte ich schon am selben Abend meinen Koffer gepackt, denn ich fühlte nur zu gut, daß ich mit diesem Menschen nicht dieselbe Luft athmen könne. Fritz kam sehr spät heim; so spät, daß ich nicht mehr mit ihm sprechen konnte. Am andern Morgen erzählte ich ihm, was ich erlebt und bat ihn, unsern Plan, in New-Orleans zu concertiren, fallen zu lassen und mit mir sofort abzureisen.

Fritz war verlegen, redete mir zu, die Sache doch nicht so ernst zu nehmen, es seien lange Jahre darüber vergangen, wir brauchten ja gar nicht in's Theater zu gehen und könnten den verhaßten Menschen recht gut vermeiden, er werde uns gewiß nicht aufsuchen.

Ich war starr vor Erstaunen. War das mein Bruder, der mir einen so sehr gerechtfertigten Wunsch abschlug?

Ich merkte deutlich, daß er ein Interesse hatte, hier zu bleiben; ein Interesse, das er mir nicht mittheilen wollte.

Zuerst erklärte ich, ich werde allein reisen. Nach reiflicher Ueberlegung blieb ich aber doch.

Von diesem Abend an verließ ich indeß das Haus nicht mehr, während Fritz, der sonst nie ohne mich sein konnte, von eben dieser Zeit an keinen Abend mehr bei mir zubrachte und zuerst nach Vorwänden

suchte, um Abends fortzugehen, später aber auch ohne jegliche Entschuldigung beim Einbruch der Nacht das Haus verließ.

Wo er seine Abende zubrachte, konnte ich nicht erfahren; ich war zu stolz, um geradezu danach zu fragen und wer weiß, ob er mir eine Antwort gegeben hätte. Ich sah jedoch, daß er viel Geld brauchte, und quälte mich mit dem Gedanken, daß er spiele.

Unser Wirth, Mr. de Jonquerolles, der schon ein paar Mal Fritzens Unart, gar nicht mehr in seinem Salon zu erscheinen, auf feine Art und Weise gerügt hatte, ließ sich eines Tags bei mir melden und rückte, nach langen Umschweifen, endlich mit einer Erzählung heraus, die mir alle meine bangen Ahnungen bestätigte.

Fritz spielte und noch dazu in sehr schlechter Gesellschaft. Mr. de Jonquerolles erzählte mir Folgendes:

Einer der berühmtesten und zugleich berüchtigtsten Salons von New-Orleans sei der eines Comte de Vitry, eines Refugié, dessen Stammbaum er zwar nie gesehen habe, der sich aber durch Empfehlungen in die besten Häuser, durch seinen großartigen Luxus und namentlich durch die wahrhaft blendende Schönheit seiner einzigen Tochter Dolores sehr bald in New-Orleans Geltung und seinen Salons, die jeden Abend geöffnet seien, den zahlreichsten Besuch hauptsächlich der Jeunesse dorée verschafft habe, deren Mitglieder alle die schöne Dolores umschwärmten.

Er selbst sei mehrere Male dort gewesen und habe sich sehr bald überzeugt, daß Mr. le Comte de Vitry nichts anderes, als ein Comte d'Industrie und daß der eigentliche Zweck der brillanten Salons kein anderer sei, als brillantes Spiel und daß Dolores nichts mehr und nichts weniger als den Lockvogel abgebe, um junge reiche Gimpel an den Spieltisch zu ziehen.

Er wolle mir nur offen gestehen, daß er hin und wieder recht gern einmal spiele und deshalb zuweilen auch den Salon des Mr. de Vitry besuche und so habe er denn gestern Abend zu seiner großen Ueberraschung meinen Bruder dort gefunden und gesehen, daß er sehr hoch und nicht mit Glück gespielt habe.

Auf seine vorsichtige Erkundigung, ob der junge Virtuose zum ersten Mal da sei, habe einer der Habitués des Hauses ihm lachend entgegnet: „O Gott, nein, Mr. de Hallwig kommt alle Abende, und ist der erklärte Liebling von Mademoiselle Dolores und noch mehr Enfant chéri bei Papa Vitry, da er sehr viel Geld am grünen Tisch läßt."

Er, Mr. de Jonquerolles, habe als wahrer Freund meines Bruders und als der meinige zu handeln geglaubt, wenn er mir diese Mittheilung mache und mich bitte, allen meinen Einfluß auf meinen Bruder anzuwenden, um ihn diesen höchst gefährlichen Netzen zu entziehen.

Ich dankte dem edlen Mann mit Thränen im Auge.

Schon am Nachmittag hatte ich eine ernste Unterredung mit Fritz. Ich erinnerte ihn an unser früheres glückliches Leben, an meine unsäglichen Leiden, an seine Pflicht als mein einziger Beschützer in dieser Welt, mich vor dem Mann, der mich so namenlos elend gemacht, zu retten, und endlich an seinen Beruf; die Liebe, die in meinem Herzen für ihn wohnte, gab mir beredte Worte, er wurde weich, er weinte. Dann bekannte er mir offen, daß er Dolores liebe, daß er recht gut einsehe, wie ihre Umgebung, wie sie selbst vielleicht verdorben, daß diese Liebe sein Unglück sei, er könne aber nicht anders.

Ich brachte ihn endlich so weit, daß er mir versprach, morgen mit mir zu reisen, nur wollte er zuvor Abschied von ihr nehmen.

Froh ging ich an die Arbeit des Packens, es war mir ein seliges Gefühl, zu denken, daß wir morgen um diese Zeit dies furchtbare New-Orleans hinter uns haben sollten, ich wußte, ich würde dann erst nach langen Wochen wieder frei aufathmen.

Auch die Angelegenheiten meines Bruders besorgte ich, soweit dies mir möglich war. Den Abend brachte ich bei Madame de Jonquerolles zu, um dort zugleich Abschied zu nehmen.

Die Stunden flogen rasch vorüber, ich wartete vergeblich auf meinen Bruder, endlich mußte ich doch Abschied nehmen und ging gegen 12 Uhr hinüber in unsern

Pavillon. Dort sagte mir meine Kammerjungfer, mein Bruder sei eben da gewesen, habe etwas geholt und gesagt, ich möge mich nur niederlegen, er käme erst später heim.

Je weiter die Nacht vorrückte, je mehr peinigte mich eine unsägliche Angst um Fritz. — Ich wollte jedenfalls seine Zurückkunft erwarten und wartete die ganze Nacht vergebens.

In den ersten Morgenstunden weckte ich meine Freunde, theilte Mr. de Jonquerolles die Unterredung zwischen mir und meinem Bruder mit und beschwor ihn, im Hause des Mr. de Vitry Erkundigungen nach ihm einzuziehen.

Er kam in kurzer Zeit zurück und brachte die Nachricht, daß Fritz allerdings bis nach Mitternacht dort gewesen sei, einen Streit mit einem Herrn bekommen und gegen 1 Uhr das Haus verlassen habe.

Todesangst überfiel mich. Es war mir schon zur Gewißheit geworden, daß mein Bruder, mein letzter Halt im Leben, der einzige Mensch, an dem mein Herz noch hing, in Mörderhände gefallen sein mußte.

Der unselige Tag verging in bangen Qualen und fruchtlosen Erkundigungen. Gegen Abend erhielten wir die Nachricht, daß Fritz nicht lange, nachdem er das Haus des Herrn von Vitry verlassen habe, an Bord eines zu Berg fahrenden Missisippi-Dampfers gegangen sei. Als ich dem Ueberbringer dieser Kunde eine

Belohnung geben wollte, vermißte ich den Schlüssel zu meinem Schreibtisch und als ich endlich den Secretair aufsprengen ließ, da entdeckte ich zugleich, daß alles Geld fort war. Mein Bruder mußte es genommen haben, seine Karte lag an Stelle der verschwundenen Brieftasche! — —

Wieder ein Tag der bangen Sorge, vier und zwanzig in Todesangst verlebte Stunden. Wahrlich, hätten mir meine Hausgenossen nicht so treulich zur Seite gestanden, ich wäre schon damals vor Angst wahnsinnig geworden. Dann noch drei schreckliche Tage, da kam ein Brief, — mein Gott, was für ein Brief! — der mir endlich eine Gewißheit brachte, die fürchterliche Gewißheit, daß ich jetzt ganz allein sei auf Gottes weiter Erde!

Da Sie, lieber Freund, diese Zeilen doch erst bekommen werden, wenn meine Prüfungszeit zu Ende ist, so lege ich das schmerzvolle Document im Original bei. Es gehört ja zu meiner traurigen Geschichte. Lesen Sie selbst, wenn Sie die Schrift der theuern Hand, die meine heißen Thränen, ach wie oft, darüber geweint! verlöscht haben, überhaupt noch lesen können. — — —

„Als Du mich batest, Du liebe Schwester, ich solle mit Dir dieses verfluchte New-Orleans verlassen, da war es schon zu spät, ich konnte nicht mehr, ich hatte

keinen Willen mehr, keinen Gedanken, nichts, gar nichts mehr, als meine unsinnige rasende Leidenschaft.

Ich will Dir nicht sagen, wann und wie ich sie kennen gelernt habe, wie diese unselige Leidenschaft, die mich zu Grunde richtete, zuerst aufflammte, wozu auch, es ist nun einmal so.

Dieser Comte de Vitry, der Vater von Dolores, ist der größte Gauner, den die Erde trägt, sein Haus ist eine Spielhölle und eine Mördergrube, Dolores ist seine würdige Tochter — und doch liebe ich sie, liebe sie mit einer rasenden Leidenschaft, vor der ich selbst erschrecke, sobald ich nur darüber nachdenke.

Ich ging mit offenen Augen in den Abgrund. Schon seit Wochen spielte ich jeden Abend bei Vitry und verlor natürlich immer, weil falsch gespielt wurde. Aber Dolores stand hinter mir, ihr heißer Athem umspielte meine Stirn, ihre leise geflüsterten Worte betäubten meine Vernunft, ihre glühenden Küsse schürten meinen Wahnsinn; — bis vor drei Wochen galt ich als der bevorzugte Anbeter der jungen Gräfin. War ich bei Dir, so schämte ich mich meiner unseligen Leidenschaft und gelobte mir tausendmal, ich wollte mit Dir fliehen weit, weit hinweg, um in der weiten Welt die wüste wahnsinnige Leidenschaft zu vergessen. Und kam dann der Abend wieder, so trieb's mich von Neuem in das verfluchte Haus zurück.

Da besuchte zum ersten Male ein Mann die Gesellschaft, den ich bisher noch nicht gekannt hatte.

Als aber Dolores uns einander vorstellte und er meinen Namen hörte, da leuchtete etwas in seinen Augen auf, daß mir's eiskalt über den Rücken lief, ich fühlte, daß etwas zwischen mir und diesem Manne war, was ich nicht kannte, mir nicht erklären konnte, was aber nur einem Gefühle von ihm zu mir Raum gestattete, dem Haß, dem ingrimmigen heißen Haß, den ich vom ersten Sehen an auf diesen Menschen geworfen hatte.

Am andern Tag erfuhr ich, daß er Sänger sei, daß er von Dassel heiße und derjenige war, der Dich unglücklich gemacht, und Helene getödtet hatte.

Er trat von Anfang an als Bewerber von Dolores auf und mußte mich natürlich sofort an meinem Namen erkannt haben. Aber in demselben Grade, wie's mich drängte, den Elenden aufzusuchen, um ihn zu tödten, in demselben Grade vermied er mich und das mit einer kalten Ruhe, mit einer höhnischen Ueberlegenheit, die meinen Haß stachelte und mir den letzten Rest von Ueberlegung und Vernunft raubte.

Dolores, die schöne Tochter der Sünde, cokettirte mit ihm, wie sie es mit Jedem that, aber nur meinem scharfen eifersüchtigen Auge war es erkenntlich, daß zwischen ihnen ein besonderes Einverständniß walten mußte.

Vorgestern kam ich früher als sonst in die Villa

Vitry, es war eben die Sonne untergegangen und noch lange Zeit, bis oben im Salon die Kronleuchter glänzten. Ich war absichtlich eher gekommen, weil ich mit Dolores sprechen wollte, so oder so mußte sich mein Schicksal endlich entscheiden. Der schwarze Haushofmeister sagte mir, die Contezza sei mit Mr. de Dassel im Garten, ich werde sie am Springbrunnen treffen.

Ein dunkles Gefühl trieb mich, die Beiden zu überraschen. Der Springbrunnen ist eine der schönsten Partien des Gartens, unmittelbar vor einem kleinen Pavillon, dessen Veranda von den Strahlen der Fontaine benetzt wird, wenn der Wind sie hinüberweht.

Von dieser Veranda aus konnte ich sehen und hören, was zwischen Beiden vorging, ohne selbst gesehen zu werden, da dichte Schlinggewächse dieselbe umspinnen.

Leise schlich ich mich hinauf und sah unter mir im Dämmerschein der tropischen Mondnacht, was ich schon längst geahnt. Der Sänger lag zu den Füßen der Gräfin und sie spielte mit seinen Locken.

„Er ist mir schon längst überlästig, dieser deutsche Phantast, schafft mir ihn doch vom Halse, Carlos", sagte Dolores. O, ich erkannte ihre Stimme zu gut und wußte auch, wer der deutsche Phantast war, den sie meinte.

Der Sänger antwortete etwas, was ich nicht verstand.

„Nein, nein, Carlos, keine Ausflüchte, mein schöner Sänger, wollt Ihr um meine Liebe werben, so müßt

Ihr auch gehorchen. Dieser Deutsche quält mich mit seinen flammenden Blicken, er quält mich mit seinem Dasein. Schafft ihn mir fort, fangt einen guten Streit mit ihm an, an Ursach kann's Euch nicht fehlen, denn sein Betragen gegen Euch ist ebenso räthselhaft für mich, als beleidigeud für Euch."

„Kennt Ihr den Menschen, Carlos?"

„Ja, mia cara, ich kenne ihn, oder richtiger gesagt, ihn kenne ich nicht, aber seine Familie. Weit, weit von hier, im alten Lande Europa, im Herzen von Deutschland liegt eine große Stadt, da wohnen die Seinigen, ich habe viel in seinem elterlichen Hause verkehrt und viel Gutes dort genossen, ich mag deshalb keinen Streit mit ihm haben uud überdies seht Ihr" — — hier wurde das Gespräch unterbrochen, es nahten Schritte und Beide stoben auseinander. Sie flüsterte ihm noch hastig zu: „Au minuit, comme toujours!"

Dann war ich allein, allein mit meinen fiebernden Gedanken.

Das war dasselbe Weib, das vor wenig Tagen noch in meinen Armen gelegen, das mich umklammert hielt mit glühender Leidenschaft und mir gesagt hatte, „ich würde Dich tödten, wenn Du mich verließest." Dasselbe Weib, um das ich Alles opfern wollte, Dich, Du meine arme, gute Schwester, meine Ehre, meine Zukunft!

Ich weiß nicht, wie lange ich dort in der Veranda

gesessen habe, ich weiß nur, daß meine Gedanken toll und wirr durcheinander jagten und daß alle, alle nur darauf gerichtet waren, wie ich mich rächen könne an den Beiden.

Als ich endlich in die Salons hinauf eilte, herrschte dort schon das regste Leben. Dolores kam mir entgegen mit dem Lächeln auf den Lippen, das mich früher so bezauberte. Ich sah die schönen Augen, deren Blicke liebend in den meinen geruht, ich sah den süßen Mund, den ich so oft geküßt und der so viele Schwüre mir gestammelt, ach, sie waren alle falsch, alle gelogen!

Auch er war da, er stand am grünen Tisch und pointirte. Sofort trat ich zu ihm hin und setzte mich ihm gegenüber. Er schaute zu mir auf, dann zu Dolores hinüber, ich sah, wie ihre Blicke sich kreuzten und sich verstanden; — er verließ die Tafel und wandte sich zu einer andern. Ich folgte ihm sofort und setzte abermals gegen ihn; was kümmerte es mich, daß ich verlor, wahnsinnig verlor!

Wieder verließ er den Tisch nach kurzer Zeit und wandte sich zum Trente et Quarante, wieder fand er mich sich gegenüber.

Diesmal war's zu auffallend, um es nicht zu bemerken.

Er trat deshalb auch ganz ruhig auf mich zu und sprach mich französisch an.

„Es scheint, Sie suchen Streit mit mir, mein Herr?“

„Sprechen Sie gefälligst deutsch, Herr von Dassel, wir kennen einander!“

„Was wünschen Sie von mir, mein Herr?“

„Was ich von Dir wünsche, Mörder meiner Schwester?“ kreischte ich jetzt in wilder Wuth auf, „was ich von Dir wünsche?! Dich mir gegenüber, wenn Du kein Feigling bist. Ach, es ist sehr leicht, arme Mädchen zu verführen, sehr leicht, wenn man Sänger ist, einen adeligen Namen trägt und ein schönes Aeußere hat, wie Du. Aber Schwestern haben Brüder und diese Brüder hat man in New-Orleans am wenigsten erwartet, nicht wahr?“

Je wüthender ich wurde, je ruhiger ward er.

„Vor allen Dingen bitte ich Sie, Herr Hallwig, sich wie ein Gentleman zu betragen und ruhiger zu sein. Ich bekenne Ihnen, daß ich mir Ihrer Familie gegenüber einer großen Schuld bewußt bin. Aber Sie waren ein Kind damals, Sie können nicht Alles wissen, ich habe Helene wirklich geliebt und die Verlobung mit Ihrer Schwester Emma war das große Unglück meines Lebens. Warten Sie bis morgen, bis Sie ruhiger geworden sind, ich werde Ihnen alle Aufschlüsse und jede Satisfaction geben, die Sie wünschen können.“

O, wie mich diese Ruhe reizte, wie dieser bittende Ton alle meine Leidenschaften zum Wahnsinn anstachelte!

„Ich will Rechenschaft von Ihnen auf der Stelle,

ich werde Sie sonst behandeln wie einen feigen, ehrlosen Buben, der Sie sind."

„Fritz Hallwig, ich habe Deine Schwester Emma wieder gesehen, sie hat Niemand mehr als Dich auf der Welt, ich kann nicht mit den Waffen in der Hand Dir gegenüber treten."

„Dann nimm' das, Canaille!"

In meiner Raserei hatte ich einen Armleuchter ergriffen und ihm in's Gesicht geschleudert, er wich aus, ich stürzte auf ihn zu und schlug ihm mit der geballten Faust in's Gesicht.

O, wie mir das wohl that, ihn vor seiner Buhlerin zu züchtigen, wie schrie sie auf!

Im Moment, wo ich die Brutalität an ihm verübte, warf man sich zwischen uns, um uns zu trennen. Wir wurden in getrennte Zimmer geführt und die sogenannten Freunde, die bei solchen Sachen sehr geschwind sind, nahmen sich unser an und arrangirten das Weitere. Ich bestand auf einem Duell auf Tod und Leben und begehrte, mich mit ihm über das Schnupftuch zu schießen, er wollte auf einen „Meuchelmord", wie er's nannte, nicht eingehen. So liefen die Secundanten vergeblich hin und her zwischen den beiden Zimmern.

Aber die Herren der Südstaaten wissen sich zu helfen. Einer dieser braunen Helden kam auf folgenden Vorschlag:

Beide Herren spielen eine Partie, der Verlierende wird sich binnen drei Mal vier und zwanzig Stunden selbst das Leben nehmen. Der Secundant des Gegners wird ihn während dieser Zeit nicht verlassen, um sich von der richtigen Ausführung dieser Bedingung zu überzeugen. Beide Herren geben in Gegenwart von Zeugen ihr Ehrenwort, diesen Stipulationen nachzukommen.

Frevel und Wahnsinn war dieser Vorschlag, er wurde mir gebracht mit dem Bemerken, daß mein Gegner darauf eingehe. Ohne Besinnen acceptirte auch ich. Die Partie ging vor sich — ich verlor!

Zwei Stunden darauf war ich mit meinem Begleiter, der Dir diesen Brief und mich selbst bringen wird, zu Schiff und fuhr hierher nach Batonrouge.

Ich wollte Deinetwegen nicht in New-Oleans bleiben.

So geht's denn dem Ende zu, ich hätte zwar noch beinahe 48 Stunden, aber ich bin jetzt schon müde und will's abkürzen. Draußen sitzt der schreckliche Mensch, den sie mir beigegeben haben, raucht eine Cigarre nach der andern und gähnt über seiner Zeitung, es scheint ihm zu lange zu dauern.

In das geöffnete Fenster dringt vom Garten her eine Fülle von Blüthenduft, der Himmel ist heiter und die allmächtige Sonne vergoldet Alles. Im Banne ihrer Gluth schläft die ganze Welt, es rührt sich nicht das Blatt am Baum, und das Alles wird morgen

wieder so sein, aber ich werde es nicht mehr sehen. Ich will, wenn ich mit diesen Zeilen fertig bin, noch einmal Violine spielen und dann gehen, mein Wort zu erfüllen.

Ich gehe gern, mir ist die Niedertracht der Welt nie verächtlicher vorgekommen, wie in diesem Augenblick. Ich habe viel Gutes genossen von den Menschen, o ja, in Kleinigkeiten. Sie waren freundlich mit mir, sie haben mich auf den Händen getragen, aber das war nicht ich, sondern meine Violine. Sie haben den Künstler in mir gefeiert, sie haben sich selbst erhoben, indem sie mich erhoben. Da, wo es mein Leben galt, wo sie mir Alles war, Leben, Liebe, Ehre, da hab' ich schmählich Schiffbruch gelitten. Mein Lieb' war eine Buhlerin und ich bestahl Dich, um ihr unser sauer erworbenes Eigenthum in den Schooß zu werfen.

So könnte ich Dir ja doch nicht unter die Augen treten, und wie es einstens zwischen uns war, würde es nie wieder werden, deshalb ist's gut, daß ich gehe.

Wenn Du mich begraben hast, Schwester, dann verlasse dieses verfluchte Land, kehr' in die Heimath zurück.

Vergieb mir, was ich Dir gethan, vergieb mir und denke zuweilen meiner. Mr. de Jonquerolles wird sich Deiner annehmen. Den Rest dessen, was ich Dir genommen, findest Du in meiner Brieftasche, es reicht für Dich noch für die nächsten Jahre. Noch einmal

vergieb und leb' wohl auf ewig! Leb' wohl — zu tausend gute Nacht!"

Soweit reichten die Blätter. Augenscheinlich wollte die Sängerin noch mehr schreiben; es schien, als ob die Krankheit die Feder ihr aus der Hand gewunden. Es braucht aber Keiner Nachricht weiter. Mir war ihr einsames Leben jetzt vollkommen verständlich und ich wußte nunmehr das Leid, das so tiefe Spuren in ihrem Gesicht zurückgelassen.

Einsam, wie sie seit ihrer Zurückkunft von Amerika gelebt, — sie hatte sich mit ihrem Vater nicht mehr versöhnen können, — ist sie gestorben. Man fand sie todt in ihrem amerikanischen Wiegensessel, demselben Sessel, der mich einst verleitete, zu ihr zu ziehen.

Ruhe sanft, Du arme Dulderin.

Der letzte Mai.

Unter den vielen freundlichen Gaben, welche der liebe Himmel den Menschen auf ihre lange Erdenreise mitgab, nimmt das schöne Institut „der Onkel" einen bedeutenden Platz ein. Wir haben zwar im Allgemeinen auch gegen die Tanten nichts einzuwenden, aber wir können sie für die Wohlfahrt des Menschen doch nicht so ersprießlich und wichtig finden, als die Onkel, denn ihre Wirksamkeit fängt gewöhnlich erst dann an, wenn sie todt sind und sich beerben lassen. Zumeist haben die Tanten übrigens nicht viel Geld und ein lebendiger Onkel ist mir stets lieber, als drei todte Tanten. Ein Onkel kann dir in allen Lebenslagen nützlich sein. Bist du arm, ein wohlhabender Onkel hilft dir vorwärts; hast du einen dummen Streich gemacht, so vertraue dich nicht dem Licht der Sterne, wie das bekannte schöne Gedicht heißt, das junge Mädchen sich gegenseitig in die Albums schreiben, sondern vertraue dich deinem Onkel an, er wird dich aus der Patsche ziehen und deine Dummheit vertuschen; hast du Liebesgram, geh' zu deinem Onkel, er wird dir Aehnliches aus seinem Leben erzählen und wird

dich trösten. Kurzum, wir wüßten fast keine Lebenslagen, in denen nicht der besondere Nutzen der Onkel eben so klar, als schön zu Tage träte.

Unter den Onkeln selbst, also unter den wohlthätigsten Einrichtungen der Schöpfung, tritt das Institut des Ferienonkels ganz besonders wohlthätig auf. Zu einem reellen Ferienonkel gehören sehr viele besondere Eigenschaften. Ein Ferienonkel muß ein dicker, stets fideler Herr sein, der ein schönes Haus macht, eine angesehene Stellung besitzt und endlich, was die Hauptsache ist, in einer schönen Gegend lebt. Durch solche liebenswürdige alte Herren ist die deutsche Sprache um ein schönes Wort: „onkeln" reicher geworden. „Onkeln" heißt einen Onkel oder auch mehrere Onkel in den Ferien besuchen und vereinigt in sich alle jene Genüsse, welche eine schöne Gegend, herrliche Kost und ein fideler Umgang nur zu bieten vermögen. Der Student ist daher auch immer heilfroh, wenn er die Universität im Rücken hat und dem Gebirge, in dem sich vorzüglich viele Onkel aufhalten, zuschreiten kann; und „onkeln" ist dasjenige Zeitwort, welches der Student stets am liebsten conjugirt.

Das waren ungefähr die Gedanken, als ich vor längeren Jahren mich entschlossen hatte, meinen Onkel in Seeshaupt, gelegen am Ammersee in Oberbaiern, zu besuchen und mich bei ihm von den Nachwirkungen eines fatalen Nervenfiebers, welches mich arg gepackt

und geschüttelt hatte, zu erholen. So fuhr ich denn lustig von Isar-Athen fort und stellte erst dann meine Betrachtungen über die Onkel im Allgemeinen ein, als der Zug in Olching still hielt und mich mitten in dem berüchtigten bairischen Moose absetzte.

Ich ging wohlgemuth meines Weges, der mir durch die hellfließende Ammer sattsam bezeichnet wurde, fürbaß und kam sehr bald aus den Sumpfebenen, welche sich bis an die Donau erstrecken, in die Gebirgsläufer hinein. Vor mir hatte ich stets, wenn auch noch in ziemlich nebelblauer Ferne, das mächtige Hochgebirge der Alpen, welches sich, einer riesigen Mauer gleich, deren Anfang die Vorarlberger und deren in der Ferne verschwimmendes Ende die fernen Salzburger und Steirischen Alpen bildeten, vor mir ausdehnte.

Mittlerweile war ich in das Ammerthal eingetreten und die Hügel, durch welche die Ammer froh-geschäftig hindurchrauscht, verdeckten mir die Gebirge. Die kleinen Hügel wurden immer stolzer und mächtiger und schwollen zu Bergen an. Die Ammer rauschte immer heftiger und eiliger dahin; gleich als könne sie's nicht erwarten, möglichst schnell in das langweilige Moos hinauszukommen, sprang sie oft wie toll geradezu den Felsen hinunter und bildete herrliche Wasserfälle, an denen es sich gut liegen und träumen lassen muß. Hüben und drüben treten die Berge oft näher aneinander, gleich als wollten sie das herzige

Bächlein gar nicht weiter lassen, und ihr Kind bei sich behalten; doch wußte das behende Wasser immer einen Ausweg zu finden, und wenn auch kaum ein schmaler Fußsteig neben her lief, so drang ich doch munter vorwärts, recht tief in die Wald- und Berggeheimnisse ein.

Dabei war es eben Frühling geworden. Das noch junge Laub des Waldes, der stolz und prächtig auf den Bergen stand, wiegte sich frühlingstrunken im lauen Winde, die Sonne arbeitete unermüdlich und geschäftig am Himmel, um Berg und Wald und Thal zu vergolden, damit ich ja Alles im schönsten Lichte sähe und die vorüberhuschenden kleinen grünen, geschwätzigen Wellen der Ammer, in denen es sich die schlanken Forellen so recht wohlbehagen ließen, erzählten mir gar viele heimliche und traute Märchen, so daß ich schier meinte, ich dürfe nicht weiter gehen, sondern müsse mich in das frische grüne Gras hinlegen und die Bäume über mich rauschen lassen, in den blauen Himmel sehen und auf der schönen Welt gar nichts weiter thun, als recht glücklich sein und auf die tollen Geschichten hören, die die Ammer mir erzählen wollte.

Und doch widerstand ich der Versuchung, denn es wollte Abend werden und ich hatte noch weit. So lief ich denn durch all den Zauber hastig hindurch, damit mich ja nichts festhielte, und die wunderbare Natur wirkte so eigenthümlich auf mich, daß ich wirk-

lich glaubte, der Frühling sei nur für mich allein vorhanden; draußen sei es Winter und die Natur wolle sich hier in allen ihren Reizen nur mir allein offenbaren und wollte mich unendlich glücklich und unendlich elend machen; denn wenn ich mich ihr hingäbe, so würde ich zum Dichter werden und die Welt sei verloren für mich. So lief ich denn immer schneller und schneller und wunderte mich sichtlich, daß die Ammer immerfort nur an mir vorüberjagte; ich glaubte immer, sie müsse mir zornig nachrauschen, oder irgend eine Wasserfee müsse mich halten. Aber es hielt mich nichts und ich setzte meinen tollen Lauf ungestört fort.

Mit einem Male traten die Berge weit auseinander und der herrliche stolze Ammersee lag vor mir. Die Abendsonne ging hinter dem Hochgebirge unter und die Firnen der trotzigen Bergriesen erglänzten in feuriger Farbenpracht.

Bald schwamm ich auf den blauen Fluthen, die ich der ganzen Länge des See's nach zu durchschneiden hatte, da Seeshaupt am Ende des See's am Fuße der Alpen liegt. Ich lag hinten im Nachen und hielt das Steuer in der Hand. Ein Mädchen, eines Fischers Tochter, ruderte mich. Sie saß ruhig da und spielte nur mit den Rudern. Jedes Mal, wenn sie eintauchte, glitten wir ein großes Stück dahin über die blaue Fluth, in deren Tiefen schon die Nacht herrschte. Das von ihren Rudern niederträufelnde

Wasser wurde im Lichte des Abendsonnenscheines zum Goldregen. Kein Lüftchen ging und der Ammersee war ganz ruhig. Noch war kein Nebel auf dem Wasser und seine Ufer zeichneten sich deutlich ab von dem blauen Himmel und der blauen Fluth.

Am Ufer rechts erhob sich stolz der heilige Berg Andechs, auf dessen Gipfel die berühmte Wallfahrtskirche ihre spitzen Thürme in den blaugoldigen Abendhimmel hineinragen läßt. Zu Füßen des Berges, der ganz mit dunklem Wald bewachsen, geheimnißvoll und düster vom See aus gesehen, ausschaut, liegt eine kleine Mühle. Ueber den Fels stürzt sich jäh ein Bächlein auf die Räder hinunter und von da wieder im gewaltigen Bogen in den See jauchzend hinein. Das Toben des Wassers dringt bis zu uns. Unfern davon erhebt sich eine elegante Villa, vor ihr streckt sich ein schöner Garten bis zum See hinunter und eine kleine Zolle landet dort eben. Eine schlanke Frauengestalt richtet sich in dem Nachen empor, der breite braune Strohhut deckt ihre Züge, sie schaut herüber nach uns. Gott grüß dich, du holde schöne Schifferin!

Im gewöhnlichen Leben gleitet so manche Existenz an uns vorüber und wir beachten es nicht; gönnt uns aber das Schicksal freundliche Momente, wo wir, losgelöst von aller Vergangenheit, für die Gegenwart lediglich auf uns selbst angewiesen sind, wie z. B. auf

Reisen oder in selbstgewählter Einsamkeit, so hat jede an uns vorübergehende Existenz etwas Quälend-Räthselhaftes.

So war mir auch die holde Schifferin ein schönes Räthsel. Jedenfalls war die Villa ihre Wohnung, wer aber war sie, wo wurzelte ihre Liebe, wo war der Schwerpunkt ihres Lebens, was war ihre Umgebung? Wird sie ganz verloren sein für mich, oder wird sie auch durch mein Leben hindurchgehen?

So eine Erscheinung führt mit einem Zauberschlage zu einer Kette von tausend neuen Gedanken, Wünschen und Hoffnungen. Ich überließ mich willenlos all' diesen Träumen, die da neu auf mich losstürmten und schaute über den See hinüber. Und die hohen Alpen, die immer nebelhafter wurden, der wunderbare Abend, die blauen Fluthen, das seltsame Frühlingsleben und Weben, das überall über Berg, Thal und See wogte und fluthete, das Alles floß in ein schönes, herrliches Bild zusammen und ich war recht glücklich.

Oben vom heiligen Berg Andechs herunter schwangen sich Glockenklänge und zogen langsam und feierlich über den See hinüber. Ave Maria!

Unser Schifflein stand still, denn meine Schifferin hatte die Hände gefaltet und betete leise: „Ave Maria, du bist voller Gnaden, du bist gebenedeiet unter den Weibern.“

Auch ich mußte beten und fühlte freudig, daß meine Seele mächtig ihre Schwingen ausbreitete und sich emporschwang über alles irdische Denken und Treiben, empor in den reinen Aether stiller Herzens-Andacht. Ave Maria!

Die Glockentöne waren verhallt, ich mußte tief aufathmen und schaute mich um. Wir waren in der Mitte des See's und hielten jetzt mehr dem rechten Ufer zu. Mittlerweile war der Mond, der längst am Himmel gestanden hatte, schon leuchtend geworden und hüllte mit seinen silbernen Fluthen die ganze Gegend in ein seltsam eigenes, nebelhaft-klares Gewand.

Endlich landeten wir in Seeshaupt. Durch die stillen Straßen des Städtchens schritt ich dem Hause zu, welches der Onkel in geschmackvollster Weise am Seesufer unterhalb der Stadt hatte erbauen lassen.

Ich hätte klüger gethan, wenn ich gleich direct bei dem Hause des Onkels gelandet wäre, aber das Mädel hatte mich in Seeshaupt an's Land gesetzt, und war so schnell wieder fort, daß ich die paar Schritte zu Fuß gehen mußte.

Es war noch Licht in Onkels Stube und so sprang ich denn gleich über das elegante Gitter hinweg, welches den Garten von der Straße trennt, schritt durch diesen hindurch und sah den alten Onkel sehr eifrig studirend an seinem Schreibtisch sitzen. Ich klopfte an's Fenster, er öffnete und fragte, wer da sei.

„Nur ich, lieber Onkel!“ Im Nu war ich im Fenster oben und im Zimmer drin und drückte den alten Onkel, den ich so lange Jahre nicht gesehen hatte, an's Herz.

Das Leben auf dem Lande fließt meist gleichmäßig und ruhig vorüber. Ich lebte mich so in die Lebensweise meines alten dicken Onkels hinein, daß es mir bald vorkommen wollte, als habe ich nie eine andere Existenz geführt.

Mit dem See war ich sehr genau bekannt geworden und wußte nun alle seine Geheimnisse. Der Onkel hatte für seinen eigenen Gebrauch sich eine allerliebste kleine Nußschale bauen lassen, die schier zu schwach erschien, den alten dicken Herrn zu tragen. Mit dieser lag ich nun fast den ganzen Tag auf den blauen Fluthen. Ich lernte die Ufer nach und nach mehr kennen und wußte mich schnell auf dem ziemlich großen See zu orientiren.

Unter allen den schönen Ufergegenden, die ich auf diese Weise kennen lernte, gefiel mir eine hauptsächlich gut und wurde mein erkorner Lieblingsplatz, zu welchem ich wenigstens einmal des Tages gewiß hinfuhr. Zur rechten Seite schneidet der See tief in's Land hinein und bildet eine Bucht, die den Namen Tiefensee führt, an deren Ende das Schloß gleichen Namens liegt, das gegenwärtig unbewohnt sein soll, wie mir der Onkel sagte. Ich sehnte mich nie nach dem alten

großen Gebäude, welches im geschmacklosesten Zopfstyl gebaut war und wahrscheinlich im Innern mit dem sehr unerquicklichen Aeußern harmoniren würde. Mich lockte aber eine kleine Bucht, welche der Tiefensee in's Land hineingesprengt hatte und zwar in den heiligen Berg Andechs selbst. Die Einfahrt war sehr schmal und fast von Gebüsch überwuchert, dafür breitete sich der kleine See gleich weiter aus und hatte sogar eine kleine Insel in seiner Mitte. Der Berg Andechs fällt schroff hinein in das tiefblaue klare Wasser, in welchem sich die Bäume wohlgemuth spiegeln, und die hohen Abhänge umschließen das Wasser so eng und dicht, daß man in die tiefste Waldeinsamkeit sich versetzt glaubt, deren keusche Stille nur durch das feierliche Rauschen der Bäume, welche den See umkränzen, unterbrochen wird.

Ich jauchzte schier laut auf vor Freuden, als ich dies kleine Zaubereiland entdeckte und hatte nichts Eiligeres zu thun, als dasselbe sofort näher zu besichtigen. Es war eigentlich nur ein ganz kleines Inselchen. Ein wenig Rasen, ein wenig Gebüsch und drei große Eichen, die in herrlichster Fülle prangten, das war Alles. Doch nein, das war nicht Alles.

Es war ein Grab auf der Insel und wahrlich, wer sich da hatte begraben lassen, der hatte sich keinen schlechten Platz für die letzte Ruhestätte ausgewählt. Das Grabmal war eben so einfach als schön. Eine

korinthische Säule, die in der Mitte gebrochen war. Die obere Hälfte lehnte an der untern, gleich als habe eine mächtige Hand den Stein in der Mitte jäh geknickt und gebrochen. Beide Säulentrümmer waren von Moos überzogen und der Epheu wucherte so mächtig um sie herum, daß der graue Marmor total von ihm übersponnen und bekleidet war.

Das war ein eben so eigenthümliches als interessantes Denkmal und ich suchte vergebens nach einer Inschrift daran, welche mir Näheres darüber mittheilen könnte. Eine solche war aber augenscheinlich nicht vorhanden. Dann warf ich mich in das weiche schöne Gras zu Füßen des Grabmals, das noch ganz jungfräulich und von Niemandem betreten zu sein schien, und ließ den Gedanken freies Spiel.

Die Eichen rauschten und flüsterten seltsam über mir, der Himmel, der draußen so blau und heiter war, schaute hier düster und traurig durch die Baumwipfel hindurch. Der Epheu hielt hartnäckig die Säule umklammert, gleich als sei er aus dem Stein herausgewachsen. Keines der grünen Blätter regte sich und es war, als seien sie alle von dem Tode erfaßt, der unter ihnen lag und hätten ein schweres trübes Geheimniß zu hüten. Wie viele Thränen mögen wohl schon in diese grünen Blätter hineingefallen, wie viele Seufzer unter den Eichen verhallt sein, wie viel Kummer und Leid haben die Bäume schon gesehen? Du

räthselhaftes Grab, was birgst du? Könnte ich hindurchschauen durch die grüne Erde bis in ihre Tiefen, was würde ich wohl sehen? Ist es eine gebrochene Mädchenrose, die da unten friedlich den letzten Schlaf schläft, und der die Liebe die Säule errichtete? Ist es ein alter würdiger Greis etwa, der um die Gegend viel verdient, sich aus besonderer Laune hier bestatten ließ und dessen Grab die dankbaren Hinterbliebenen so schmückten?

Ein Geräusch schreckte mich plötzlich aus meinen Betrachtungen heraus; es war augenscheinlich ein Schiff, welches von der Seeseite her durch den kleinen Canal auf die Insel zusteuerte. Erwartungsvoll stand ich auf. Der Kahn kam näher und legte an; eine hohe, stolze Frau, ganz in lange, schwarze Gewänder gehüllt, stieg aus, ein alter Diener blieb im Schiffe zurück. Die Dame ging sicheren Schrittes auf das Grab zu und gewahrte mich erst dann, als sie wenige Schritte vor mir stand. Jetzt sah auch ich erst, daß es eine Nonne war, die das Grab zu besuchen kam.

„Wer Sie auch sein mögen, mein Herr, entfernen Sie sich. Die Stätte gehört mir und ich will allein sein.“

War's der stolze befehlende Ton, mit dem die Worte gesprochen wurden, war's der Blick der unbekannten Frau, welcher so klar und ruhig und doch wieder so stolz und Gehorsam erheischend auf mir

ruhte, genug, ich gehorchte augenblicklich und verließ nach einem ehrfurchtsvollen Gruße, der von der Dame mit stummem Kopfneigen beantwortet wurde, die Insel und ruderte schnell dem See zu. So lange ich sie erblicken konnte, stand die hohe Gestalt aufrecht da, ohne sich zu regen und zu bewegen.

Zu Haus angekommen, hatte ich nichts Eiligeres zu thun, als dem Onkel die Entdeckung meiner Insel und mein kleines Abenteuer darauf zu erzählen und ihn mit Fragen über die unbekannte schwarze Dame zu bestürmen.

„Das war die Abtissin von Ammersee, Du kennst ja das Kloster da unten, und heute ist der letzte Mai.“

„Ja, aber was hat der letzte Mai mit meiner Insel zu schaffen, was bedeutet das Grabmal und warum hat mich die Abtissin fortgewiesen?“

„Weil sie heute einen Jahrestag feiert, wie ich ihn feiere, lieber Junge. Sieh her, kennst Du das Bild?“

„Das ist der junge Graf Landershausen, so viel ich weiß, Dein bester Freund, lieber Onkel“, sagte ich verwundert, das Bild frisch bekränzt zu sehen.

„Heute sind es zwanzig Jahre, daß Eugen Graf Landershausen auf der kleinen Insel in dem furchtbarsten Duell blieb, das ich je gesehen, und an der Stätte, wo er fiel, da liegt er auch begraben. Laß mich allein heute, mein Junge, auch ich habe trübe

Erinnerungen zu feiern. Morgen fahren wir zusammen nach der Insel und nach dem Schlosse Tiefensee, da erzähle ich Dir vielleicht mehr von dem Drama, das einst hier vier Menschen so unglücklich machte. Für heute: Gute Nacht, Neffe!"

Am andern Tage forderte mich der Onkel selbst auf, ihn nach Schloß Tiefensee hinüberzurudern. Unsere wackere Zolle durchschnitt schnell die blauen Fluthen des Ammersee's und des Tiefensee's und bald legten wir vor dem alten Gebäude an, welches sich augenscheinlich in der furchtbarsten Verwahrlosung und Vernachlässigung befand. Man sah an dem lustig wuchernden Gras im Schloßhofe, an den gesperrten und zerbrochenen Fensterladen und anderen Zeichen nur zu deutlich, daß das alte Schloß lange Jahre hindurch unbewohnt und öde gestanden hatte. Ein alter Castellan, der in einem Häuschen nebenan wohnte, sperrte mühsam das Thor auf und ging am hellen Tage, der aber durch die geschlossenen Laden nicht in die Zimmer dringen konnte, uns mit einem großen Armleuchter voran. Die Zimmerschlüssel hatte der Onkel, der eine Art Oberaufsicht über das verlassene Schloß haben mußte, selbst mitgebracht.

In den Zimmern brütete eine dumpfe Moderluft, unheimlich uns anhauchend, als wir die langen Reihen durchschritten. Es mußte ein schönes Schloß gewesen sein, das alte Tiefensee. Wir schritten durch lange

Corridors hindurch, in denen große Ahnenbilder hingen. Aus den schwarzen, großen Rahmen sahen die alten Ritter und ihre Damen verwundert herunter auf die Kinder der Neuzeit, die ihre stille Ruhe zu stören wagten.

Endlich hielt der Onkel, der sicheren Schrittes immer vorangegangen war, an und ließ durch den Castellan die Fensterladen öffnen. Das helle Sonnenlicht füllte eilig das ganze Zimmer, von dem es lange Zeit hindurch fern gehalten war. Es war augenscheinlich ein Frauengemach, in dem wir uns befanden, und eine elegante Dame mußte darin gewohnt haben.

Kein Stuhl, kein Tisch war gerückt worden und überall lag fingerhoch dicker Staub. Man sah, das Zimmer war lange, lange Zeit nicht bewohnt gewesen und doch wieder war es mir, als sei es erst eben verlassen worden. Herrliche Roccocomöbeln, mit Elfenbein und Perlmutter ausgelegt, die tausenderlei Nippessachen, ebenso schön als elegant und kostbar, der ganze Habitus des Zimmers zeugte von dem guten Geschmack seiner einstigen Bewohnerin. Eine angefangene Stickarbeit, deren Farben ganz verblaßt und bleich waren, eine halbfertige Skizze einer Partie am Ammersee, augenscheinlich von sehr geübter Hand entworfen, stand auf der Staffelei. Auf dem offenstehenden Flügel waren noch Noten aufgeschlagen. Ich griff einige Accorde, das Instrument war furchtbar verstimmt

und schneidende Dissonanzen schwirrten durch das Zimmer.

Der Onkel hatte unterdessen ein großes Porträt von Spinnengeweben und Staub reinigen lassen und stand davor in tiefe Betrachtungen verloren. Es war ein junger Mann in französischer Capitänsuniform, der seltsam finster und grollend auf uns herunter schaute. Sein dunkel gefärbtes Gesicht, dem der schwarze Bart und die Falten auf der Stirn ein düsteres, unheimliches Gepräge gaben, bekam erst sein eigentliches Leben durch ein paar Augen, die finster und unheimlich und doch wieder so schmerzlich unter den buschigen Augenbrauen hervorleuchteten. Es war ein Blick, der abstieß und doch wieder anzog, ein unheimlicher Blick, der mit Schauder und mit Sehnsucht erfüllte, ein wahrhaftiger Schlangenblick. Der Onkel wollte dann weiter gehen und ließ im Fortgehen noch die Worte fallen: „Hier wohnte Mathilde Gräfin Fonrose, jetzige Abtissin von Ammersee, die Dame, die Du gestern sahest."

Wie gewann da das Zimmer erst Leben und Bedeutung für mich. Noch einmal schaute ich mich um in diesen seltsamen Räumen, ergriff die Gelegenheit des Alleinseins und eignete mir die Skizze auf der Staffelei zu; dann folgte ich dem Onkel, der abermals die Laden eines Zimmers öffnen ließ. Der Castellan ging, um das Zimmer der Gräfin zu schließen und

wir waren allein. Diesmal war es augenscheinlich das Gemach eines Mannes, in dem wir uns jetzt befanden. Schwere Ledertapeten mit Gold bedeckten die Wände und wurden ihrerseits wieder von Waffentrophäen bedeckt, die einen wahren Schatz der kostbarsten und seltensten Waffen zu enthalten schienen. Auch hier herrschte furchtbare Unordnung, als sei das Zimmer eben erst verlassen worden. Auf dem Tische stand ein Pistolenkästchen, daneben lagen zwei Degen und ein Dolch. Kleidungsstücke waren auf den Stühlen verstreut und ein geöffneter Secretär zeigte, daß man Papiere hastig gesucht haben mußte.

Am meisten jedoch fesselte mich ein großes Oelgemälde, welches in demselben Größenverhältnisse, ja in demselben Rahmen, wie das des Capitäns, ein junges Mädchen darstellte, die aus ihren schönen blauen Augen uns stolz anblickte. Die schlanke Figur war in schwere schwarze Seidengewänder gehüllt, aus deren Falten der weiße Hals sich stolz erhob. Und einen Kopf trug dieser Hals, ein Köpfchen, so lieblich und doch so herrisch, so jungfräulich stolz, so anmuthig und so schön! Sie hatte eine rothe Rose in ihrem Haar, das war ihr einziger Schmuck.

„Wer ist dies göttliche Wesen, Onkel, hast Du sie gekannt?“

„Wohl habe ich sie gekannt in den Tagen ihrer Jugend und auch Du kennst sie, Neffe, es ist Mathilde

Gräfin Fonrose, die Du gestern kennen lerntest und deren Bild hier im Zimmer ihres Bräutigams hängt, wie Du das von Charles Graf Tiefensee im Zimmer seiner Braut eben gesehen hast."

Ja, es war ihr Gesicht, nur einen Augenblick hatte ich die Macht der blauen Augen gefühlt, sie waren dieselben geblieben, wenn auch der Reiz und Zauber der Jugend schon längst von den Wangen der Aebtissin von Ammersee verschwunden war.

Mein Blick suchte den Onkel, er hatte die Pistolen in der Hand und betrachtete sie aufmerksam. „Das ist die Mordwaffe. Du armer, armer Eugen! Sieh, Junge, aus dieser kleinen schwarzen Oeffnung ist der Tod in das Herz eines Mannes gefahren, wie es keinen braveren je gegeben hat; mit dieser Pistole wurde mein bester Freund erschossen. Komm, komm, es ist schwül hier, als lauerte noch immer der Mord; laß uns gehen, wir wollen auf die Insel. Auf dem Grabe des unglücklichen Eugen will ich mein Herz erleichtern und Dir das blutige Drama erzählen, dessen Hauptpersonen Du jetzt alle kennst."

Wir waren schnell auf der Insel. Ich schaute umher, ob ich nicht etwa einen fremden Nachen sähe.

„Sie kommt heute nicht, sie kommt überhaupt nur zweimal im Jahre, das ist an seinem Geburtstage, den 12. October, und an seinem Todestage, am letzten

Mai", sagte der Onkel, der meinen Blick verstanden hatte, „wir werden gewiß nicht gestört."

Am Fuße des Grabmals sitzend, hörte ich dann die nachfolgende einfache Geschichte dessen, der in der kühlen Erde unter uns schlummerte und wohl am glücklichsten war, denn er hatte Ruhe und Frieden gefunden, während das arme Herz, das einst so heiß für ihn geschlagen, noch immer den Kampf des Lebens kämpfte.

„Ich war ein armer Student, mein Junge, und mußte mich ziemlich kümmerlich durchhelfen. Obgleich ich nun fleißig war und eifrig studirte, so war ich doch auch andererseits wieder ein flotter Bursch, der seinen Schläger zu handhaben und sein Bier zu trinken wußte. In dem lustigen Corpsleben kommen tausenderlei Gelegenheiten vor, bei dem junge, heißblütige Leute aneinander gerathen können und Du weißt, Studenten gerathen oft und gern aneinander.

So hatte ich denn eines schönen Tages ein kleines Rencontre mit einem Grafen von Landershausen, der einem Corps angehörte, mit dem wir gerade nicht auf dem besten Fuße standen. Natürlich konnte die Sache nur durch einen kleinen Spaziergang zu Vieren abgemacht werden und so trafen wir uns denn auch am folgenden Tage.

Ich hatte mir fest vorgenommen, den adeligen Renommisten, der den ganzen Scandal verursacht hatte

und der überhaupt der Schrecken aller unserer Füchse war, recht ordentlich zu zeichnen. Und so geschah es auch, ich hieb Landershausen eine ausgezeichnete Quart in's Gesicht, von der Du noch heute die Narbe auf dem Bilde sehen kannst.

Er war wüthend, und kaum hatte er sich wieder etwas erholt, so suchte er neuen Scandal mit mir und brauchte gar nicht lange zu suchen.

Diesmal bekam er einen artigen Hieb in den Arm und ich ging wieder frei aus. Sein Haß gegen mich erreichte nunmehr seinen Culminationspunkt.

Ohne daß weiter etwas vorausgegangen wäre, war die dritte Herausforderung von ihm da und ich nahm sie nochmals an, sagte ihm aber auf der Mensur, daß es das letzte Mal sei, daß ich mit ihm losgehe, ich wolle ihm aber zu guter Letzt noch einen Denkzettel an mich geben. Und richtig, er bekam seinen Denkzettel, während ich zugleich selbst eine Prime über den Kopf von ihm erhielt, von der es mich heute noch Wunder nimmt, daß sie mir nicht den Hirnschädel gespalten hat, so furchtbar war der Hieb.

Wir konnten Beide, arg verwundet, nicht transportirt werden, sondern mußten im nahen Dorfe unsere Genesung abwarten. Ich erholte mich schneller als Landershausen und pflegte ihn in seinem Wundfieber. Er phantasirte furchtbar und meistens von mir, schwor und fluchte, er würde mich tödten, er müsse mich

tödten. Als er aber sich nach und nach mehr erholte, da schien die grausame Mordlust auch von ihm zu weichen und er verhielt sich, wenn auch stumm und kalt, so doch gänzlich höflich und ruhig mir gegenüber. Als wir Beide dann zum ersten Male hinauswankten in die freie Natur, Beide noch matt und schwach, da schmolz das Eis jugendlicher Vorurtheile von ihm, er fiel mir um den Hals und wir wurden die innigsten Freunde, wie wir vorher die erbittertsten Feinde waren.

Das Duell war übrigens nicht verborgen geblieben und wir wurden in Folge dessen Beide in bester Form relegirt, welche Relegation noch obendrein mit der freundlichen Weisung verbunden war, daß wir Beide in vierundzwanzig Stunden Isarathen zu verlassen hätten. Wir gingen zusammen nach Göttingen, dort vollendete ich meine Studien, während der Graf en grand seigneur lebte, doch auch viel studirte, aber natürlich nur das, was ihm eben behagte. Wir waren übrigens unzertrennlich und wurden in Göttingen immer nur Kastor und Pollux genannt. Wir wohnten zusammen und der Graf hatte auch darauf bestanden, daß unsere Casse eine gemeinschaftliche sei, welcher großmüthige Zwang, obgleich mich oft drückend und peinlich berührend, mir doch sehr zu gute kam, da ich, wie Du weißt, ein armer Teufel war.

Als ich nun meinen Doctorhut auf dem Kopfe hatte und Landershausen das Göttinger Leben in und aus-

wendig kannte und satt hatte, so ging ein Plan von ihm in unserer gemeinschaftlichen Berathung durch; wir wollten reisen. Und das geschah denn. Wir blieben fünf Jahre auf Reisen und sahen alle Welttheile, fanden aber, von Landershausen's unstätem Geist getrieben, nirgends lange Ruhe. Ich konnte eine reiche Ausbeute sowohl an Kenntnissen wie auch an naturhistorischen Gegenständen mit nach Europa bringen; der größte Gewinn, den wir Beide aber von unserer Reise hatten, war der, daß es mir gelungen war, dem Freunde nach und nach Geschmack an ernsteren naturhistorischen Studien beizubringen und ihn so endlich einmal aus dem unglückseligen Dilettantismus zu befreien, der üppig wuchernd früher die besten Kräfte des genialen Landershausen absorbirt hatte und ihn niemals zu einem einheitlichen Streben kommen ließ. Wir waren in London angekommen und gedachten uns dort eine Weile aufzuhalten. Landershausen fand dort Wechsel und Briefe vor, meistens geschäftlichen Inhaltes, denn er hatte Niemand auf Erden, der ihm näher stand, als ich, und so war von einer freundschaftlichen Correspondenz keine Rede; übrigens galten wir Beide in den Kreisen, in denen wir uns früher bewegt hatten, für verschollen. Der Verwalter von Landershausen's großer Herrschaft war unruhig geworden, da er so lange nichts von seinem jungen Herrn gehört hatte, und schickte mit einer detaillirten Rechnungsablage zugleich Ansichten des

Schlosses ein, welche ein im letzten Sommer dort anwesender Maler gezeichnet hatte. Wir kramten alle Papiere durch und saßen einander stumm gegenüber.

„Wie lange warst Du nicht am Ammersee, Eugen?“ fragte ich von den Papieren aufschauend, Vorwürfe wollte ich ihm nicht machen und doch glaubte ich, daß eine leise Mahnung an seine gutsherrlichen Pflichten nicht überflüssig wäre.

„Es sind über acht Jahre, Manches wird sich verändert haben“, antwortete er gedankenvoll. „Wie wär's, wenn wir mal wieder auf dem Schlosse meiner Ahnen hausten, wieder auf dem blauen Ammersee herumschwärmten und hineinschauten in die herrliche Alpenwelt, die mir immer doch lieber ist, als die Cordilleren und der Himalaya. Wir wollen hinunter; gleich morgen geht's fort von London, in acht Tagen sind wir dort. Ist's Dir recht?“

„Versteht sich, Eugen, so gefällst Du mir, mein Junge!“ entgegnete ich, und dann schmiedeten wir noch schöne Pläne, wie wir auf Landershausen (der Graf führte den Namen seines Stammschlosses) einsiedeln und die gewonnene Ausbeute der Reise um die Welt ordnen und classificiren wollten.

Wir reisten ab, und trafen zur Freude des alten Güterdirectors, der ein Inventarienstück des Hauses war und Landershausen Großvater, Vater und Sohn gekannt und ihnen Allen treu gedient hatte, gesund und wohl-

behalten auf Schloß Landershausen an. Du kennst das Schloß von Außen. Ich kann Dich leider nicht hineinführen, weil nun fremde Leute, aus einem Seitenzweige der Familie, jetzt darin residiren, bei welchen ich nichts weniger, als beliebt bin. Unter dem schwarzen Schieferdach des mächtigen Gebäudes, das dort über dem See unter dem Grün seiner Bäume herausschaut, verlebten wir glückliche Tage.

Wir trafen im Spätherbst ein, genossen also von der schönen Jahreszeit nicht viel mehr, dafür präparirten wir fleißig und legten den Grundstein zu den naturhistorischen Sammlungen, die später mein Haus und meinen Namen bekannt gemacht haben. Wir waren Beide auch große Jäger vor Gott dem Herrn und mit demselben Jagdeifer, mit dem wir in Afrika Elephanten und in Ostindien Tiger jagten, strichen wir Onkel Lampe und der Schnepfe nach und ließen uns hin und wieder gern zu einer Gemsenjagd in's Gebirg einladen. So ging der Winter schnell vorüber. Jagd, Musik (Landershausen war ein ausgezeichneter Violoncellspieler und ich bin, wie Du weißt, nicht schwach auf dem Piano), Arbeit, Lectüre und viel Schlittenfahren und Schlittschuhlaufen auf dem herrlichen See füllten alle Stunden aus, so daß wir uns schier wunderten, als der Frühling einzog in unser Land, als die Bäume grün wurden und die Vögel wieder kamen.

Es war Anfangs die Rede gewesen, daß wir nach

Italien wollten, allein der Aufenthalt am Ammersee gefiel uns so gut, daß die Abreise von Tag zu Tag aufgeschoben wurde und wir endlich gar nicht einmal mehr daran dachten.

Eugen ließ sich seine gutsherrlichen Pflichten auch sehr angelegen sein und ich ging ihm zur Hand, so gut ich konnte. Wir hatten, als wir kamen, keine Besuche in der Umgegend gemacht und es hatte sich auch während unsers ganzen Aufenthaltes keine Gelegenheit geboten, neue Bekanntschaften, die wir überdies gar nicht wünschten, zu machen. Einige Versuche, welche die benachbarten Herrschaften, die mit Frühlingsanbruch wieder auf ihren Gütern lebten, machten, um sich dem jungen reichen Grafen Landershausen, der überdies noch unverheirathet war, zu nähern und ihn in ihre Kreise zu ziehen, scheiterten an Eugen's festem Entschlusse, nur mir, seiner Wissenschaft und seinen Pflichten zu leben.

Bei den vielen Ausflügen zu Wasser und zu Land, die wir oft machten, entdeckten wir auch diese kleine Insel, die wegen ihrer eigenthümlich versteckten Lage, wegen ihrer Einsamkeit und Schönheit auch bald unser auserkorenes Lieblingsplätzchen wurde, das wir jeden Morgen besuchten, wenn die Witterung gut war. Obgleich nun das Inselchen eigentlich nicht Eugen's Eigenthum war, sondern zur Herrschaft Tiefensee gehörte, so nahmen wir doch förmlich Besitz davon, bauten uns mit kindischer Freude eine Hütte, halb über, halb unter

der Erde, in der wir unsere Vorräthe, denn wir frühstückten fast jeden Morgen dort, bargen. Ebenso brachte Eugen ein Violoncell dort unter, da er es liebte, gerade hier in Gottes freier Natur zu spielen.

„Komm, mein Junge, hier siehst Du noch die Ueberreste der Hütte“, unterbrach der Onkel seine Erzählung, die anfing, mich ungemein zu interessiren. Er führte mich in's Gebüsch zu einem kleinen Abhang, dem Wasser zu. Ueppiges Gras und Gestrüpp wucherte über einer Oeffnung, die mir der Onkel als Eingang zu seiner Höhle bezeichnete. Wirklich lagen noch Bretterüberreste, einer Thür gleich, darüber, und als ich dieselben weggeräumt hatte, erwies sich die Oeffnung weit genug, um mir den Eintritt zu gestatten. Ich konnte mich nicht enthalten, hinein zu steigen, trotzdem mir der Onkel sagte, ich würde Nichts darin finden. Es war eine mäßig große Erdhöhle, die früher mit Brettern ausgeschlagen schien, denn Holzstücke mit Moos und Gras überwachsen lagen noch umher. Während ich in dem engen Raume umhersuchte, stieß mein Fuß auf einmal an etwas Klingendes. Ich griff darnach und förderte den Gegenstand, den ich Anfangs für ein schweres Stück Holz hielt, dann aber bald als eine Flasche erkannte, mit zu Tage.

Der Onkel war höchlich erstaunt über meinen Fund, der sich, abgewaschen und gesäubert von Erde, Moos und allerlei Anhängsel, als eine volle Weinflasche darstellte.

„Das ist noch von unserem Weinvorrath, mein Junge. Es ist aber doch erstaunlich, daß die Flasche zurückgeblieben ist, als ich damals unsere Höhle ausleerte. Nimm sie mit, wir wollen sehen, ob sich der Wein auch erhalten hat und heute Abend die Flasche auf das Andenken dessen leeren, der da unten schlummert.

Wir kamen wieder zur alten Stelle und der Onkel nahm seine unterbrochene Erzählung wieder auf.

Mein Gott, wie oft sind wir hier gelandet, wie oft sprangen wir unter Lachen und Scherzen fröhlich und wohlgemuth aus der Jolle auf unsere Insel, die wir einst feierlich „Violoncella" getauft hatten. Wie manche Flasche Wein haben wir hier geleert und wie viele solcher Flaschenleichen liegen drüben im Wasser, in welches wir sie immer feierlich hineinwarfen, begraben. Wir hatten uns bequeme Sitze zurecht gemacht, sogenannte Naturbänke, von denen jetzt keine Spuren mehr vorhanden sind. Da saß denn Eugen vor mir, sein Instrument zwischen den Knieen und geigte seine wunderlichen Weisen in die Waldeinsamkeit hinaus, oftmals vom Vögelchor lustig accompagnirt. Ich saß ruhig ihm gegenüber, schaute in das liebe Antlitz des Freundes und hörte, eine Cigarre nach der andern rauchend, den sonoren Tönen zu, die der Freund dem gewaltigen Instrumente entlockte und die mit fast menschlicher Stimme die reichsten, blühendsten, oft aber auch

schmerzlichsten Gedanken aussprachen. Das waren still-selige Augenblicke!" — — —

Der Onkel verlor sich in stummes Sinnen, das ich ehrte und nicht zu unterbrechen wagte.

„Ja so. Ich erzähle ja", fuhr er wieder fort, „und ich alter Thor verlor mich so in die Vergangenheit, daß längst todte Zeiten mir wieder zur Gegenwart, zur glücklichen Gegenwart werden wollten. Hör' weiter. Wir merkten nach und nach, daß wir nicht allein die Insel besuchten; eines Tages fanden wir ein Bouquet, welches noch ganz frisch war, dann lösten wir später einmal vom Gebüsch einen seidenen Fetzen, welcher augenscheinlich einer Damenrobe angehören mußte, endlich, und das war der sicherste Beweis, daß man es gewagt hatte, in unsern Frieden einzudringen, entdeckte ich ein weißes Tuch, welches in einer Ecke die Grafenkrone und darunter in reicher, geschmackvoller Stickerei den Namen „Mathilde" trug. Es mußte demnach eine Gräfin auf unserer Insel gewesen sein, welche Mathilde hieß, das war ein sicheres Factum. Diesmal wurde nicht gespielt, sondern wir erschöpften uns alle Beide in Muthmaßungen über den geheimnißvollen gräflichen Besuch.

Auf dem Schlosse angekommen, nahmen wir den alten Güterdirector vor und ließen uns von ihm alle möglichen heraldischen und genealogischen Notizen über die uns benachbarten Familien geben. Eugen ging

dabei mit einer merkwürdigen Verschämtheit zu Werke und fragte nicht direct, sondern überhaupt nur nach den Herrschaften, welche die Schlösser am Ammersee bewohnten. Ich konnte diese eigenthümliche Zartheit weder würdigen, noch begreifen und frug, da ich befürchtete, der Alte würde uns mit seiner fatalen Gründlichkeit eine längere historia genealogica auftischen, vor deren Anfängen mir schon graute, ganz einfach, ob hier zu Lande irgendwo etwa eine junge Gräfin existire, die Mathilde heiße.

„Ja freilich, Mathilde Gräfin Fonrose auf Tiefensee, die Nichte vom alten Grafen Tiefensee, eine herrliche, junge Dame. Die Herrschaften sind erst seit vier Wochen auf dem Schlosse angekommen“, erzählte der alte Güterdirector und ließ dieser Erzählung ein langes Register der Tugenden besagter Dame folgen, das wir Beide ungleich lieber hörten, als die früheren langweiligen Familiengeschichten.

Die Inselbesuche wurden fortgesetzt, ohne daß wir neue Zeichen einer drohenden Usurpation derselben entdeckten, so viel wir auch darnach suchen mochten. Eugen spielte nach wie vor, ich rauchte und hörte zu wie früher, und es war, als ob wir nie ein Taschentuch mit dem Namen Mathilde gefunden hätten. Sonderbarer Weise sprachen wir auch Beide nicht mehr über den Fund, es war, als hätten wir Beide eine Enttäuschung zu verschmerzen.

Es war im Hochsommer und wir saßen wieder unter den Schatten der Eichen. Eugen hatte kaum angefangen zu spielen, da hörte ich ein Plätschern im Wasser und im selben Moment sah ich einen Nachen eilig um die Spitze unserer Insel dem See zuschießen. Eine Dame saß darin und ruderte, ohne sich umzuschauen, hastig vorwärts.

„Eugen, da ist sie!" schrie ich und war im Nu unten bei unserer Jolle; Landershausen warf augenblicklich das Violoncell bei Seite und war schnell bei mir im Kahne. Sogleich setzten wir der fliehenden Dame nach, gewahrten aber nur noch, wie von der Anstrengung des Ruderns ihr der Strohhut in den Nacken zurückgefallen war und die schönen langen Locken im Winde flatterten. Dann auf einmal war sie mitten im kleinen Canale verschwunden und wir hatten das Nachsehen. Erst später entdeckten wir, daß ein kleiner Wasserarm seitwärts direct nach Schloß Tiefensee zuführte; diesen Canal, der so schmal war, daß kaum unser Nachen sich durchdrängen konnte, mußte augenscheinlich die Verfolgte zu ihrem Verschwinden benutzt haben.

Jedenfalls war sie es, die wir Beide nicht kannten und deren schöner Name Mathilde doch in unseren Herzen lebte. Sie hatte nicht geglaubt, daß wir so früh kommen würden und war augenscheinlich von uns überrascht worden, ohne fort zu können, da wir den

kleinen Canal, den sie zum größten Theil auch passiren mußte, herunter kamen. Dann hatte sie geglaubt, sich während des Spieles leise durchschleichen zu können, war von uns bemerkt worden und hatte sich noch glücklich gerettet.

Am andern Tage machte mir Eugen die Proposition, wir wollten uns in Tiefensee melden lassen, und wenn unsere geheimnißvolle Dame wirklich mit der Gräfin Mathilde Fonrose identisch wäre, uns ob unserer seltsamen Jagd entschuldigen und ihr das verlorene Tuch zurückstellen.

Es war ein sonderbares Gefühl in mir, als sollte ich sagen, gehen wir lieber nicht und doch sagte ich einfach „ja“ und wir gingen.

Ich kann Dir diesen ersten Besuch nicht beschreiben, Neffe, obgleich mir jedes Wort, das gesprochen wurde, noch lebendig im Herzen lebt, obgleich mir alle Umstände desselben noch klar erinnerlich sind, als wären Eugen und ich erst gestern in Tiefensee gewesen. Es war etwas Eigenthümliches darin, das sich nicht nennen und nicht beschreiben läßt. Genug also, es waren Mathilde Gräfin Fonrose und die Besitzerin des Tuches identisch. Wir lernten durch sie noch den alten Grafen Tiefensee kennen, ein ältlicher Herr, dessen finstere, unheimliche Physiognomie mir durchaus nicht gefallen wollte; Eugen nahm von dem alten Herrn denselben unfreundlichen Eindruck mit nach Hause.

Etwas anders war es dagegen mit Mathilde, wie schön, wie hold, wie jungfräulich-anmuthig war sie. Wir waren Beide doch viel herumgekommen und hatten unter allen Zonen Tausende von schönen Weibern gesehen, und doch unter Tausenden keine Erscheinung gefunden, die uns, wie diese, so stolz und doch so bescheiden, so hold und so gewinnend entgegen getreten wäre. Mathilde hatte in sich den Zauber holder, reiner Weiblichkeit, der auf jedes, selbst auf das roheste Herz Eindruck machen mußte.

Sie scherzte mit Sicherheit über unsere verlegene Entschuldigung der wilden Jagd hinweg und gestand uns offen ein, daß sie uns oft in unserm Stillleben belauscht habe. Des Grafen Spiel habe sie ungemein angezogen, sie sei eine große Freundin des Violoncells und bedauere nur, daß dasselbe kein den Damen zugängliches Instrument sei.

Wir schieden von Tiefensee, nicht ohne freundlich und dringend eingeladen zu sein, unsern Besuch bald zu wiederholen. In Landershausen angekommen, sprachen wir uns dann Beide über die reizende Gräfin aus und es war wunderbar, wie der Eine mehr schwärmte als der Andere und wir Beide des Lobens und des Enthusiasmus für die schöne Gräfin nicht genug wußten.

Der Besuch in Tiefensee wurde bald wiederholt, auch der Graf und die Gräfin besuchten uns in Landershausen und bald kam es dahin, daß wir, die wir

früher Beide so menschenscheu gewesen waren, kaum einen Tag existiren konnten, ohne in Tiefensee, wo wir Beide immer herzlich willkommen waren, gewesen zu sein.

Der alte Graf entwickelte sich nach und nach als ein für die gesellschaftlichen Freuden durchaus nicht unempfänglicher alter Herr, der an mich sich attachirte, ich mußte mit ihm Schach und L'hombre spielen, während Eugen die Gräfin accompagnirte oder mit ihr im Feld und Garten herumstreifte. Welchen Theil ich lieber gewählt hätte, brauche ich Dir wohl nicht zu sagen.

Mathilde war gegen uns Beide gleich liebenswürdig und bevorzugte Keinen. Ich brauchte nicht lange Zeit, mir von meinen Gefühlen für sie Rechenschaft zu geben und mir klar zu werden über Alles. Ich liebte sie heiß und innig, mit aller Kraft wahrer Liebe, die jetzt im Herzen des Mannes zum ersten Male emporloderte, ich wußte, daß auch in Eugen's Herzen Aehnliches vorgehe, nur konnte ich mir nicht erklären, welcher Druck auf uns Beiden lag, der uns verhinderte, uns offen auszusprechen. Wir schwiegen Beide über Mathilde und suchten ängstlich andere Gegenstände des Gesprächs. Dadurch hatte unser Zusammenleben etwas Peinliches und Gezwungenes bekommen, welches wir nie gekannt hatten und das uns Beide drückte. Das mußte anders werden, ich merkte sogar, daß Eugen

mich beobachtete, ich merkte, daß meine Liebe für Mathilde anfing, meiner Ruhe im höchsten Grade gefährlich zu werden, ich fühlte, ich müsse dem Freunde, mir selbst das Opfer bringen. Fort, nur fort!

Es war ein wunderbarer Augustabend, wie man ihn nicht schöner im Gebirge erleben kann. Ich hatte mir ein Fauteuil auf den Balkon gerollt und saß schweigend und träumend da, während Eugen auf dem Violoncell mir mehr erzählte von seiner Liebe, als er es mit Worten je gethan hatte. Ich erinnere mich noch so deutlich des Abends! Die Berge drüben waren in Rosenduft getaucht, kein Lüftchen bewegte den spiegelglatten See, der üppig in seinen grünen Ufern sich dahinstreckte. Abendroth schwamm und fluthete in der Lüft, bis endlich nach und nach die rosigen Wogen verhauchten und verschwammen und just hinter Schloß Tiefensee die colossale Mondesscheibe roth-golden sich erhob, so daß das Schloß auf diesem goldigen Grunde sich scharf und klar gezeichnet abhob. Ein wunderbarer Anblick! Unter diesem Dache ruhte mein ganzes Lebensglück: Fare well!

Ich unterbrach Eugen in seinem Spiel. „Ich gehe morgen fort nach Paris, hast Du Aufträge für mich?"

„Nach Paris gehst Du? Reise glücklich! Gott lohne Dir das Opfer, das Du mir bringen willst!" Er fiel mir dabei um den Hals und umarmte mich innig, dann wurde nichts weiter gesprochen.

Am Abend waren wir noch in Freundschaft zu-

sammen. Am andern Morgen packte ich und reiste ab, von Eugen's wärmstem Händedruck begleitet.

„Wir gehen einander nie verloren!“ hatte er noch zuletzt gesagt und Recht gehabt. Eben damit wir einander nie verloren gingen, trennten wir uns. In Tiefensee hatte ich nicht Abschied genommen, ich wollte mir den herbsten Schmerz ersparen. —

„Das war ein bitteres Heimweh, mein Junge“, fuhr der Onkel nach längerer Unterbrechung, in der er sich seinen schmerzlichen Erinnerungen zu überlassen schien, fort. „Ein bitteres Heimweh, wie ich, der Heimathlose, der Kosmopolit, es niemals gefühlt hatte. Aber ich hatte auch ein gutes Panacée dagegen gefunden und das war mein Studium. Ich warf mich mit Eifer wieder auf meine Studien, hörte Collegien, wie der jüngste Student, machte mich mit den verschiedenen Kliniken bekannt, und so verging mir der Winter in Hast und Eile und selten vermochte der Schmerz verlorener Liebe über meinen festen Willen Herr zu werden.

Eugen schrieb mir oft und seine Briefe brachten mir Glück und Elend. Im Anfange hatte mich Mathilde sehr vermißt und sich bitter beklagt, daß ich davon gelaufen sei, wie der Dieb in der Nacht. Auch der alte Graf schrieb mir einige Zeilen und klagte, daß sein L'hombrespieler ihm verloren sei. Dann kam wieder ein Brief von Eugen, worin er mir meldete,

er sei glücklich, Mathilde habe ihn erhört und liebe ihn, weiter meldete Eugen nichts, jedenfalls aus Schonung für mich.

Seine Briefe wurden von da ab seltener, aber nicht weniger herzlich, alle trugen sie das Gepräge einer glücklichen Seele. Der Winter ging zu Ende, das Frühjahr war da, ich gedachte nach dem südlichen Frankreich zu gehen, um da entymologische Studien zu machen, da bekam ich Mitte Mai plötzlich eine Staffette von Eugen. Die Eilbotschaft hatte nur wenig Inhalt. Eugen schrieb: „Komm, komm augenblicklich, so schnell Du kannst. Ich bedarf dringend eines Freundes und Du weißt, daß ich nur Dich habe!"

Die Botschaft war aber wichtig genug, um mich zu veranlassen, Tag und Nacht zu reisen, bis ich endlich im höchsten Grade ermattet in Landershausen eintraf und von Eugen mit Jubel begrüßt wurde.

„Gelobt sei Gott, daß Du kommst!" rief er mir entgegen; „ich hätte sonst den wichtigsten Gang meines Lebens ohne Dich thun müssen."

Ich erfuhr denn, was sich Alles während meiner Abwesenheit ereignet hatte. Es war kurz nach meiner Abreise, ungefähr Mitte August, als Mathilde Eugen aufgefordert hatte, sie in den See hinauszurudern; der alte Herr wurde eingeladen, mitzufahren, dankte aber und meinte, seine Gicht ertrüge solche Promenaden nicht. Eugen lenkte vom Tiefensee aus in den kleinen

Inselcanal hinein und hielt an unserm Eiland still. Dort ließ er die Gräfin aussteigen; dann setzte sie sich auf unsere Bank und er zu ihren Füßen und schaute in das liebe Antlitz empor. Sie legte leise, leise die Hand auf sein Haupt und spielte mit seinen Locken; dann beugte sie sich nieder und küßte ihn auf die Stirn und er küßte ihre rosigen Lippen und es war Alles, Alles gut. Daß sie sich Beide unendlich lieb hatten, das wußten sie längst, wozu sollten sie sich es viel sagen. So ganz ohne Schmerz und Kampf, so ruhig schön war die Stunde der Erklärung gekommen, wie wohl selten in solchen Fällen.

Sie nannte ihn ihren Eugen und schmiegte sich fest an ihn an und er sagte „Mathilde, meine holde Braut" zu ihr, was ihr ungleich besser gefiel, als „gnädige Gräfin", dann lachten sie und freuten sich wie zwei glückliche Kinder, und sie erzählte ihm, wie sie ihn damals immer belauscht habe, wenn er zur Insel gekommen sei, um zu spielen und mit mir Wein zu trinken. Sie ließ es sich nicht nehmen, ihn zurückzufahren und zwar durch denselben Canal, durch den sie damals geflohen war. Eugen wollte gleich morgen zum Grafen Tiefensee, dem Vormund und Onkel Mathildens, gehen und um ihre Hand werben. Aber Mathilde hatte gesagt: „Keine Uebereilung, mein Freund! Wir wollen uns nicht selbst um das still-selige,

heimliche Glück unserer Liebe bringen. Du wirst erst dann um mich werben, wenn ich es wünsche."

Eugen mußte ihren dringenden Bitten nachgeben, und so blieb denn ihre Liebe ein süßes Geheimniß, wie sie meinten und glaubten. Verliebte Leute glauben ja immer noch ihr Geheimniß gesichert, wenn schon die ganze Welt darum weiß und sie unbewußt das Meiste dazu beigetragen haben, um dasselbe zu verrathen. So merkte auch der alte Graf recht gut, was zwischen den beiden jungen Leuten vorging, aber er schwieg dazu.

Da erschien plötzlich der junge Graf auf Schloß Tiefensee. Er war Officier in französischen Diensten und hatte sich ein Jahr Urlaub genommen, um seine geschwächte Gesundheit auf dem Schlosse seiner Ahnen durch den Genuß der Landluft wieder herzustellen. Eugen wurde dem jungen Grafen als Freund des Hauses vorgestellt und von ihm sehr artig begrüßt. Beide Herren empfanden aber vom ersten Augenblicke ihrer Bekanntschaft an eine ausgesprochene Antipathie gegen einander und Eugen sagte mir, daß ihm nichts so widerwärtig gewesen sei, als der falsche, düstere Blick des jungen Grafen Tiefensee.

Von da an nahm auch das Verhältniß Eugen's und Mathildens eine andere Wendung. Sie konnten sich nicht so oft und ungestört sehen; überdies legte ihnen in dieser Hinsicht die rauhe Jahreszeit auch

Entbehrungen auf und verhinderte jegliche Promenade im Freien, und im Schlosse selbst verließ der junge Graf Mathilde, gleich als sei er ihr Schatten, fast gar nicht.

Da mußten denn Briefe aushelfen. Mathilde beklagte sich bitter, sie habe so viel von den Bewerbungen des jungen Grafen Charles zu leiden. Eugen wollte Allem durch eine offene Werbung ein Ende machen, was aber wieder Mathilde, er wußte nicht aus welchem Grunde, nicht zugeben wollte.

So schleppte sich das Leben für alle Theile unerquicklich hin, Eugen besuchte Tiefensee seltener, denn er wurde dort von Seiten des Hausherrn mit schlecht verhehlter Kälte empfangen. Jetzt hatte er Mathilde seit fünf Wochen nicht gesehen, sie wurde ihm stets als unwohl ausgegeben, wenn er in Tiefensee nach ihr fragte. Was ihn aber entsetzlich beunruhigte, war der Umstand, daß er auch seit dieser Zeit keinen Brief mehr von ihr bekommen hatte. Er war in der größten Angst und wußte nicht mehr was thun, die Kammerfrau der Gräfin, welche einstens den Briefwechsel besorgte, hatte erklärt, ihre junge Gräfin sitze den ganzen Tag und weine und jammere und sie dürfe keinen Brief vom Herrn Grafen mehr bringen, die junge Gräfin habe alle Briefe in's Feuer geworfen.

„Was soll ich jetzt thun“, endigte Eugen, „ich will jetzt den Knoten durchhauen und habe nur noch auf

Dich gewartet. Morgen gehen wir zusammen auf's Schloß, ich will um sie werben und sie sehen und sollte ich auch mit Gewalt zu ihr dringen."

Ich mußte Eugen Recht geben; nach längerem Ueberlegen erkannten wir das offene gerade Vorgehen des Grafen als das einzige Mittel an, um aus diesen Verwickelungen, die wir Beide nicht begreifen konnten, herauszukommen. Es mußte irgendwo eine Büberei verübt sein, dafür bürgte Mathildens sonderbares Benehmen, man hatte sie gegen Eugen eingenommen, ihn auf irgend eine Weise verdächtigt, aber wie?

Mein Herz war ruhig, dessen war ich mir bewußt. Also auf's Schloß und offen vorwärts; durch alle Tück' geht Lieb' und Glück! Mit einem festen Händedruck und einem „Auf morgen!" schieden Eugen und ich, um die Ruhe zu suchen. Ach, es war die letzte ruhige Nacht, die ich auf Landershausen zubrachte.

Am andern Morgen wurde beim Frühstück das Nähere besprochen. Wir fuhren hinüber nach Tiefensee, ließen uns anmelden und wurden mit ungemeiner Höflichkeit, aber deutlich fühlbarer Kälte aufgenommen, der alte Graf freute sich, mich wieder zu sehen und ergoß sich in Höflichkeitsphrasen.

Eugen wollte der Sache ein kurzes Ende machen und ging gerade und fest auf sein Ziel los und hielt um Mathildens Hand in bester Form an. Ich, stummer Zeuge der ganzen Scene, sah den jungen

Grafen noch bleicher werden, als er Anfangs schon war und bemerkte sehr deutlich, wie er Eugen mit seinen Blicken durchbohren zu wollen schien.

Der alte Graf nahm die Werbung wie eine längst erwartete Sache auf; er meinte, es wäre nöthig, zuerst die Gräfin Fonrose, die ja ihren vollen freien Willen habe, selbst zu befragen und dann wäre noch ein kleines Hinderniß da, „und dieses Hinderniß ist", schloß er, „die gestern Abend stattgefundene Verlobung meines Sohnes Charles Graf Tiefensee mit Mathilde Gräfin Fonrose, zu deren Feier wir die beiden Herren eben einzuladen gedachten."

Eugen taumelte zurück ob der Nachricht. „Es kann nicht sein, das ist schändlich gelogen. Mathilde ist mein, durch tausend Eide mein, und ich lasse nicht von ihr!"

„Sie werden sich hüten, meine Braut zu beleidigen!" fuhr der junge Graf plötzlich auf Eugen los.

„Wen nennen Sie Ihre Braut?" fragte Eugen leichenblaß.

„Mathilde Gräfin Fonrose ist seit gestern Abend meine verlobte Braut. Genug der Unverschämtheiten. Sie werden von mir hören, und ich werde Ihnen mit Blei oder Stahl Ihre Ungläubigkeit austreiben, mein Herr Graf Landershausen!"

„Ruhig, Bube; von ihr selbst will ich hören, daß

sie ihre Schwüre gebrochen, von ihr selbst will ich es hören, daß sie meineidig oder wahnsinnig ist!"

Die Scene, die nun folgte, war glücklicherweise nur kurz aber fürchterlich. Mathilde trat ein, leichenbleich, ein Bild des Jammers. Sie ging schweigend an uns vorüber zum alten Grafen hin.

„Meine Nichte, Verzeihung, daß wir Sie rufen ließen, der Herr Eugen Graf Landershausen hat eben bei mir um Ihre Hand geworben und mag es nicht glauben, daß Sie seit gestern die Braut meines Sohnes sind. Wollen Sie selbst es aussprechen, daß Sie meinem Charles das Jawort gegeben haben.

„Ich bin seit gestern Abend die Braut von Charles Graf Tiefensee", sagte Mathilde mit fester Stimme.

Eugen stand vernichtet. Ich hatte meinen Arm um ihn geschlungen und bebte selbst unter den Schrecken dieser furchtbaren Scene.

„Wollen Sie uns weiter erklären, mein Kind. Der Herr Eugen Graf Landershausen behauptet, er habe Rechte auf Sie, Schwüre, heilige Eide binden Sie an ihn. Ist dem so, Mathilde? Sprechen Sie offen!"

Eugen hing erwartungsvoll an ihren Lippen. Sie konnte, sie durfte ihn ja nicht gänzlich verleugnen. Und doch!

„Der Graf Landershausen hat kein Recht mehr auf mich, keines!“

„Dann habe ich nichts mehr hier zu sagen!“ erklärte Eugen. Er trat an Mathilde heran und sah ihr fest in die Augen. Ihre Züge waren hart und drückten eine eisige Verachtung aus. Sie konnte aber den Blick Landershausen's nicht ertragen und mußte die Augen niederschlagen.

„Kein Fluch, nein, Segen, Gottes reichsten Segen auf Dein Haupt, die Du mich so unsäglich elend gemacht hast. Auf Nimmerwiedersehen, Mathilde!“

Der junge Graf und ich traten zwischen Beide. Eugen und ich verließen Tiefensee.

In Landershausen angekommen, saß Eugen die ganze Nacht stumm da. Es war ein Jammer, dies Elend mit ansehen zu müssen. Endlich gegen Morgen löste sich der ungeheure Schmerz in Thränen auf, die er an meiner tiefbewegten Brust weinte. In seinem Unglück vergaß ich, daß ich selbst diese dämonische Fee früher geliebt hatte, sie hatte für mich keinen Zauber mehr. Vergebens versuchte ich Eugen einzureden, daß diesem tragischen Ausgang eine gemeine Büberei zu Grunde liegen müsse, nur ein schändlicher Verrath, eine unerhörte Verläumdung konnten Mathilde zu solchem Handeln bestimmen.

Aber Eugen ging nicht darauf ein. „Mag es sein, was es will, es ist zu spät jetzt, ich habe nur

noch einen Wunsch, ich möchte sterben und das recht bald."

Ach! sein Wunsch sollte nur zu bald in Erfüllung gehen.

Gegen Mittag, als ich vergebens mein Gehirn zermarterte, um irgend eine Erklärung von Mathildens Thun zu finden, wurde mir ein Herr vom Schlosse Tiefensee gemeldet, der mich zu sprechen wünsche. Eugen hatte sich auf mein Drängen und Bitten ein wenig auf's Sopha geworfen, um vielleicht Ruhe zu finden.

Der mir gänzlich unbekannte Herr stellte sich mir als Hauptmann Baron Schröder vor. Sein Freund Graf Tiefensee habe ihn von München holen lassen, um seine Hülfe in einer delicaten Angelegenheit in Anspruch zu nehmen, die sich zwischen ihm und Graf Landershausen entsponnen habe. Tiefensee habe mich ihm als den Freund des Grafen Landershausen bezeichnet und er komme somit zu mir, zu fragen, ob ich Vollmacht besitze, für Eugen zu handeln.

„Wir waren auf Ihren Besuch nicht ganz vorbereitet, Herr Hauptmann, doch werde ich die Vollmacht schnell holen, bitte nur einen Augenblick Platz zu nehmen."

Ich ging zu Eugen; mit Freuden hörte er meine Kunde und gab mir augenblicklich Vollmacht, in jeder Weise für ihn zu handeln, nur bat er sich aus, daß

das Duell schon morgen und zwar auf unserer Insel vor sich gehen solle.

Die Angelegenheit war, da der Hauptmann auch unbeschränkte Vollmacht hatte, schnell in's Reine gebracht.

Eugen ordnete seine Angelegenheit, machte sein Testament und arbeitete fast die ganze Nacht, trotz meiner inständigen Bitten, sich doch Ruhe zu gönnen. Er ließ den Pfarrer, den damaligen Arzt von Seeshaupt und noch mehrere Zeugen holen, und übergab das Testament zu Händen des Pfarrers, der es sich nicht erklären konnte, wie ein junger Herr wie Landershausen schon testiren mochte.

Die Nacht verging ziemlich schnell. Um 8 Uhr früh war das Rendezvous.

Beim Einsteigen in den Nachen blickte Eugen düster zurück auf das Schloß seiner Väter. „Mir ist's, als sollte ich nimmer da hineintreten, als wäre das meine letzte Fahrt!“

„Ah bah, Eugen, Du wirst ihn tüchtig zeichnen und morgen sind wir Beide weit fort von hier!“

„Glaubst Du?“ antwortete er schwermüthig.

Es war der letzte Mai und ein herrlicher Tag. See und Himmel waren heiter und ruhig und die Sonne meinte es schon ganz ehrlich. Als wir durch den engen Canal durchkamen, wo die hohen Bäume sich hüben und drüben zusammen neigten und ein

herrliches grünes Dach bildeten, in dem die Vögel lustig hüpften und ihre besten Melodien dem goldenen Morgen entgegensangen und zwitscherten, da stand Eugen auf im Nachen und sagte: „O, so schön, so wunderbar schön ist unser Wald und See!“ Dabei holte er tief und schwer Athem.

Ich sehe ihn noch immer vor mir stehen in der vollen Pracht seiner männlichen Schönheit blühend. — Eine kurze Stunde und er war eine kalte Leiche!

Wir landeten hier und fanden den jungen Grafen Tiefensee mit seinem Secundanten schon auf uns wartend. Man grüßte sich artig und der Hauptmann und ich machten schnell die nöthigen Präliminarien ab, gaben unseren Freunden die Säbel, nahmen unsere eigenen zur Hand und dann begann der Kampf.

Eugen verhielt sich ruhig und defensiv, um die Stärke seines Gegners zu prüfen. Wir hatten bisher jeden Tag eine Stunde nach alter Studentenmanier geschlagen und das kam Eugen jetzt trefflich zu Statten.

Er war augenscheinlich stärker als sein Gegner. Nach und nach verlor er aber auch die Geduld, die wüthenden Hiebe Tiefensee's, der wie toll darauf los schlug, fort und fort zu pariren. Ich sah, wie ihm die Stirnader schwoll, das war kein gutes Zeichen.

Eugen ging in die Offensive über und jetzt folgten seine Hiebe so schnell, so stürmisch, so von allen Seiten, daß Tiefensee augenscheinlich vor der ungeahnten Stärke

seines Gegners erschrak. Eugen deutete eine Prime an und zog schnell eine steile Terz durch und in demselben Augenblick trat auf dem Gesichte Tiefensee's ein blutrother Streif hervor und das Blut schoß ihm über's Gesicht herunter.

Augenblicklich schlugen wir die Waffen in die Höhe und ich verband Tiefensee, der vor Wuth und Zorn schäumte und immerfort schrie: „Es ist nichts, wir werden weiter schlagen, bis einer von uns Beiden liegen bleibt!"

„Gut, Herr Graf und glücklicher Bräutigam, ich werde Ihnen beim zweiten Gange die Nase abschlagen, wollen sehen, ob Gräfin Mathilde Sie dann noch lieben wird!"

„Versuch's, Bube!"

Beide Kämpfer standen wieder, nachdem der Graf verbunden worden war, auf der Mensur, Beide waren außer sich, und jetzt zum ersten Male überfiel mich eine trübe Ahnung.

„Sei edel, Eugen, und halt Dich wacker!" rief ich dem Freunde zu.

„Ohne Sorgen um mich!" antwortete er.

Dann ging der Kampf wieder los, wilder als früher. Tiefensee focht wie wahnsinnig, Eugen trieb seinen grausamen Spott mit ihm.

Ich fürchtete immer noch, Eugen würde sich am

Ende doch noch vom Zorn hinreißen lassen und sah mit Spannung dem Ausgang entgegen.

Ich sah, wie Eugen's Augen blitzten, abermals kam von ihm ein furchtbares Hagelwetter von Hieben auf Tiefensee; ein mächtiger Hieb, eine Legate und die Waffe des Gegners fiel zehn Schritt von uns in das Wasser hinein, das augenblicklich darüber rauschend zusammenschlug.

„Haben Sie jetzt genug an der Lection?“ fragte Eugen den noch ganz verdutzt dastehenden Grafen, der seiner Waffe betroffen nachschaute, indem er seinen Säbel auf dem Boden spielend bog.

Nun schlugen wir Secundanten uns in's Mittel und meinten, es sei jetzt genug gethan worden. Aber Tiefensee, zum Bewußtsein gekommen, raste und schäumte: „Ich will Satisfaction haben, wir haben Pistolen in unserm Boot, und wenn Sie kein Feigling sind, werden Sie mir weitere Genugthuung geben!“

„Mit Vergnügen, Herr Graf; jetzt aber hört der Spaß auf und der Ernst fängt an, ich werde mich mit Ihnen schießen, aber nur über das Schnupftuch; ich habe die Spielerei satt und möchte ein Resultat sehen. Sind Sie es zufrieden!“

„Ich hole die Pistolen!“

Wir Secundanten erklärten augenblicklich, daß wir einen offenbaren Mord nicht dulden wollten. Ich beschwor Eugen, er möge den wahnsinnigen Vorschlag

zurücknehmen, er solle sich zu einem Mord nicht hingeben, weder als Mörder, noch als Opfer.

Ich fand ihn unbeugsam, fast hart.

„Ich will sterben und werde sterben!" war seine Antwort. „Gib mir Dein Ehrenwort, daß Du mich hier begraben läßt auf derselben Stelle, wo ich fallen werde im ehrlichen Kampfe!"

„Sag: Schändlich gemordet! Noch einmal, laß ab! Ich beschwöre Dich bei unserer Freundschaft!"

„Herr Graf, unsere Freunde versagen uns ihren Beistand, wir müssen also sehen, wie wir selbst fertig werden", wandte sich Eugen an Tiefensee, der mit dem Pistolenkästchen unter dem Arme herbeigekommen war, „ich werde von den beiden Pistolen eine laden und beide unter dies Tuch legen, dann wählen Sie zuerst Ihre Waffe, ich nehme die überbleibende. Was weiter geschieht, wissen Sie; nur einer von uns Beiden verläßt die Insel lebendig und ich mache Ihnen im Voraus mein Compliment, wenn Sie der Gräfin Mathilde von Ihren Heldenthaten auf der Insel Violoncella erzählen können. Vederemo!"

Das war der letzte Satz, den Eugen gesprochen.

Es war vergeblich, den Wahnsinnigen zurückzuhalten. Ich dachte einen Augenblick an Gewalt, aber ich wußte, Eugen würde mich niederschießen, wie einen tollen Hund, wenn ich den Versuch machte, ihn zu halten. Wir konnten daher nichts Anderes mehr thun,

als schweigend und zitternd das blutige Ende abzuwarten.

Eugen lud eine Pistole mit größter Sorgfalt, legte dann beide unter sein Taschentuch und lud den Grafen mit größter Höflichkeit ein, zu wählen.

Tiefensee sah furchtbar aus. Die blutige Wunde, nur theilweise verbunden, verunstaltete sein Gesicht fürchterlich; das Blut war ihm überall heruntergelaufen, so daß er mit seiner Todtenbläſſe eher einem wandelnden Leichnam ähnlich sah, als einem lebendigen Menschen. Nur die düster blitzenden Augen waren in ihm lebendig.

Der Graf wählte rasch, Eugen nahm die übrig gebliebene Pistole, sie setzten sie sich einander auf die Brust; — ich konnte den Anblick nicht ertragen und wandte mich ab.

Eine furchtbare Pause entstand, ich hörte, wie ein Hahn abschnappte, dann wieder entsetzliche Stille. Ich sah wieder hin. Eugen hatte die nicht geladene Pistole, Tiefensee zögerte augenscheinlich abzudrücken.

„Schieß, Hund, wenn ich Dir nicht den Schädel mit dem Pistolenkolben entzwei schlagen soll!“ brüllte Eugen.

Dann fiel der Schuß und den Knall übertönend, hörte ich einen entsetzlich gellenden Schrei, Eugen wankte und fiel in meine Arme.

„Mathilde!“ war sein letztes Wort, dann streckte er sich krampfhaft und war todt.

Augenblicklich riß ich ihm die Kleidung von der Brust herab, um die Wunde zu untersuchen. Die Kugel war mitten durch's Herz gegangen. Eugen war todt. Ich küßte die bleichen Lippen des Freundes und legte ihn sanft in's Grab nieder. Mir schwindelte, ich fühlte mich so krank und elend, daß ich den todten Freund fast beneidete. Tiefensee war mit dem Hauptmann verschwunden, aber ich war mit dem Todten nicht allein auf der Insel. Mathilde war da, von ihr war der furchtbare Schrei gekommen, als Eugen fiel. Sie lag vor ihm auf den Knieen, ein bleiches Jammerbild. Mit dem letzten Aufwand meiner schwindenden Kräfte rief ich ihr: „Mörderin!“ zu und sank dann auch in Ohnmacht dahin.

Die Leiche und ich wurden nach Landershausen gebracht. Ich hatte nicht Zeit zum Kranksein, mit dem festen Willen, mich aufrecht zu erhalten, blieb ich auch bei Kräften; die traurigen Geschäfte, um einen Todten unter die Erde zu bringen, waren erledigt. Die Gerichtscommission hat alle Umstände des traurigen Kampfes aufgenommen und Graf Eugen wurde am 2. Juni schon auf seiner Lieblingsinsel an derselben Stelle begraben, wo er gefallen.

Die Leute verliefen sich, nur zwei Menschen und ein Leichnam blieben auf der Insel zurück.

Gräfin Mathilde kniete am offenen Grabe, sie betete nicht, sie klagte nicht, aber fort und fort rannen die Thränen von ihrem bleichen Antlitz in das offene Grab. Ich hatte Mitleid mit dem unendlichen Jammer, der Haß und Groll gegen die arme Gräfin schwand aus meinem Herzen und tiefes inniges Mitleid zog in ihm ein.

„Ach! Gräfin, warum haben Sie uns das gethan?"

„Nicht ich war's, Doctor, die den Fluch herauf beschwor, der Todte selbst hatte den Verrath begangen, er hat mein Sein gemordet und doch leb' ich Unglückselige noch!"

„Bis in das Grab hinein Schmähung?! Eugen war ein Ehrenmann und jedes Verrathes unfähig!"

„Und doch hat er mich geopfert, und ich, ich liebe ihn noch, ich werde ihn immer, immer lieben! Lassen Sie mich allein, Doctor, ich hoffe, Sie werden für das arme verlassene Weib und für Eugen's Kind Sorge tragen. Lassen Sie mich jetzt beten und berichten Sie mir von der armen Verlassenen; wenn ich Etwas thun kann für sie, so schreiben Sie mir's. Jetzt lassen Sie mich. Zwischen mich und den Schatten dessen, den ich liebe, darf sich Niemand drängen!"

Also doch schwarzer Verrath. Ich war wie vernichtet. Den Schmerz der armen Mathilde ehrend, verließ ich sie. In Landershausen, das ich einstweilen bis zur Testamentseröffnung noch bewohnte, erkundigte

ich mich weiter und da erfuhr ich denn von dem alten Güterdirector, daß vor meiner Ankunft ein Weib mit einem Kinde auf dem Arme auf dem Schlosse gewesen war und eine Scene mit dem verstorbenen Grafen gehabt habe, von dem sie behauptet, daß er der Vater ihres Kindes sei. Eugen hatte die Frau für wahnsinnig gehalten und später verboten, sie je wieder zu ihm zu lassen. — Jetzt wußte ich genug. Es war klar. Man hatte Eugen bei Mathilde verläumdet und ihr eine verruchte Comödie vorgespielt, denn ich, der ich Eugen, in der Zeit, aus der das Kind stammen sollte, nie verlassen hatte, ich wußte zu gut, daß Eugen sich keinen Fehltritt hatte zu Schulden kommen lassen.

Es galt also vor allen Dingen das Andenken des Freundes zu retten. Meine weiteren Nachforschungen führten mich nach München, dort entdeckt ich mit Hülfe der Polizei die Gaunerin und erpreßte ihr ein schriftliches Geständniß ihres Frevels. Wie ich es vermuthet hatte, so war's: der junge Graf hatte die höllische Comödie arrangirt, die Gaunerin hatte ihre Rolle mit unerhörter Frechheit durchgeführt, die arme Mathilde war getäuscht worden und Eugen das Opfer. Wenn ich gewußt hätte, wo der junge Graf sich hingeflüchtet, ich hätte ihn gewiß aufgesucht und ihm seinen Schurkenstreich vergolten.

Ich fuhr zurück, direct nach Tiefensee. Dort sagte ich dem alten Grafen, der um die ganze Comödie ge=

wußt und sie geduldet hatte, in's Gesicht, daß er ein Schuft sei, gab Mathilde das Geständniß der Gaunerin und fuhr dann nach Landershausen zurück.

Dann brachen meine Kräfte. Ich fiel in eine lange und schwere Krankheit; als ich erwachte, stand Mathilde an meinem Lager. Sie hatte mich liebevoll gepflegt während der ganzen Zeit. Von ihr erfuhr ich, daß der alte Graf plötzlich am Schlage gestorben sei, von Charles habe man nichts wieder gehört. Das Testament Eugen's war geöffnet worden und setzte mich zum Universalerben seines ganzen Vermögens, mit Ausnahme der Herrschaft Landershausen, welche Majorat war und an einen anderen Familienzweig überging, ein. So ward ich ein reicher Mann.

Mathilde erklärte, daß sie in das Kloster von Ammersee eintrete, sie habe nur auf meine Genesung gewartet. Ueber die Vergangenheit schwiegen wir Beide.

Ich war wegen meiner Theilnahme an dem unglücklichen Duell zu drei Monaten Festung verurtheilt worden und trat gleich nach meiner gänzlichen Genesung meine Strafe in Passau an, nachdem ich von Mathilde kurz, doch herzlich Abschied genommen hatte.

Auf der Festung empfing ich noch einen Brief von ihr, sie war als Novizin eingetreten, der junge Graf Tiefensee war an seiner Wunde in Brüssel gestorben und Mathilde war Erbin der ganzen Besitzung. Später fiel dieselbe dann an das Kloster, dessen Aebtissin Ma-

thilde nach zehn Jahren wurde. Das Schloß blieb auf ihren Wunsch ganz so, wie es damals war an jenem blutigen Morgen des letzten Mai.“ — —

Wir saßen, als der Onkel geendigt hatte, noch längere Zeit stumm da. Die Schatten der Berge fielen länger und länger in den See hinein, die Alpen über den Hohen-Peißenberg hinüber fingen an zu glühen und vom Kloster Ammersee herüber klangen die Töne des Ave Maria, mir war's zu Muthe, als sollte ich den Hut abnehmen und für die Ruhe des Todten und für die Ruhe der Lebenden beten.

„Jetzt wird sie drüben für ihn beten und so jeden Tag seit vielen, vielen Jahren; er wird geliebt, wie noch Niemand geliebt ward vor ihm und er verdient es. So wenig Glück haben die Beiden gehabt, so gar wenig, und sie, die ein Engel war, mußte so lange und so bittere Qual ausstehen. Ach, Junge, wenn Du die Dulderin kennen würdest, wie ich sie gekannt habe in der ganzen Pracht der Schönheit, in der ganzen Fülle der Jugend — und jetzt! — Fort mit den trüben Gedanken; komm, komm, es will Abend werden und wir haben noch ein gutes Stück nach Hause.“

„Adieu, Eugen, schlaf wohl, Du lieber, alter Freund!“

Damit stießen wir ab von der Insel und ich ruderte den Onkel, der schweigend seinen Gedanken nachhing, über den Ammersee hinüber. Da ich rückwärts

saß, so hatte ich fortwährend noch den heiligen Berg Andechs im Auge, der in goldener Verklärung strahlte.

„Schlaf wohl, Eugen“, hatte der Onkel gesagt, wer konnte besser ruhen, als der Todte. Wo gab es eine heimlichere, schönere Ruhestatt, als die auf der Insel Violoncella, inmitten des schweigenden, kleinen See's, umgeben von tiefster Waldeinsamkeit. Von Unglück hatte der Onkel gesagt? Und doch, wo gab es ein schöneres Loos, als in der Blüthe der Jahre schnell aus dem Leben zu scheiden und dort sich zum langen Schlaf niederzulegen. Hatte Eugen nicht Alles genossen, was das Leben ihm bieten konnte und just, als er den schäumendsten Becher des Glückes leeren wollte, da kam plötzlich und rasch der Tod und befreite ihn von Allem — vielleicht auch von späterer Enttäuschung.

Und Mathilde? Auch sie konnte ich mir nicht unglücklich denken. Sie hatte einen großen tiefen Schmerz, der ihr aber so heilig, so über allen Wechsel der Zeiten erhaben dastand, der ihr zur Religion, zum Lebensbedürfniß geworden war. Die Extreme im menschlichen Denken laufen ja so wunderbar durcheinander, und wer mag es denn wissen, ob dieses merkwürdige Weib nicht durch ihren Schmerz, den sie so lange Zeit genährt und gehegt hat, wie ihr liebstes Gut, größer und reiner geworden ist, als sie es durch den Genuß und das Glück je hätte werden können. Ein großer Schmerz adelt immer und macht ruhiger und besser,

als das Glück. Auch Dich, Du einsame Aebtissin drüben, auch Dich kann ich nicht beklagen! — So wunderliche Gedanken kreuzten mir durch's Hirn, als wir über den Ammersee zu Hause fuhren. Beim Abendessen war der Onkel stumm und nachdenklich. Unser merkwürdiger Fund wurde vorgenommen und erwies sich als noch wohlerhalten. Der Wein war gut und die Gläser klangen lustig auf: „Die Ruhenden unter dem Grase!"

Es war Ende Juni, da schloß ich den alten, lieben Onkel zum letzten Male in meine Arme und trennte mich mit schwerem Herzen von dem mir so lieb gewordenen Ammersee.

Von jedem Punkte der herrlichen Gegend mußte ich fast besonders Abschied nehmen, natürlich vor allen Dingen von der Insel Violoncella. Es war still und heimlich wie immer dort, als ich anlandete. Ich nahm mir einen Epheuzweig mit von Eugen's Grab, der, später eingepflanzt, Wurzel faßte und jetzt ein mächtiger großer Epheustock geworden ist.

Als ich auch dieser Waldeinsamkeit, dieser mir so unendlich lieb gewordenen Insel Lebewohl sagen mußte, da that ich's mit schwerem Herzen und mit einer Thräne im Auge; war mir der Todte doch fast ein lieber Freund geworden, und so sehr ungern ging ich damals in's Leben hinaus! In der Kirche vom Kloster Ammersee sah ich Mathilde zum letzten Mal. Die

Aebtissin ging vor ihren Nonnen einher und ehrfurchtsvoll beugte ich mich vor der hohen, stolzen Frau, die schwerlich ahnte, daß ich ihr ganzes Geschick kannte. —

Ich kam seit der Zeit nie mehr zum blauen Ammersee. Der Onkel schrieb mir einmal, die bleiche Gräfin Mathilde habe endlich Ruhe gefunden; ihr letzter Wunsch, neben Eugen begraben zu werden, konnte nicht erfüllt werden, sie ruht auf dem Klosterkirchhof den ewigen Schlaf. Der Onkel aber ist klüger gewesen, denn als er vor fünf Jahren endlich auch die Scheidestunde nahen fühlte, da war es sein letztes Sorgen und Mühen, daß man ihn neben Eugen begraben möge, und er hat es richtig durchgesetzt; — er schläft den letzten Schlaf auf der Insel Violoncella.

Frau Mathilde.

Wie ich so einsam dasaß, in die Ecke meines Coupé's gedrückt — draußen war es längst Nacht geworden und nur hin und wieder löste sich in unklaren Zügen ein Bergrücken phantastisch und nebelhaft von der allgemeinen Dämmerung los — hatte ich Zeit genug, an die schönen Tage der Jugend zurückzudenken, die ich mit ihm verlebte, zu dem ich jetzt fuhr, mit ihm, dem einzigen, dem besten alten Jugendfreund.

Was war ich für ein kleiner Knirps, als ich von Haus weggeschickt ward zu fremden Leuten, ein schwächlicher, äußerst nervöser Knabe, verhätschelt von der Mutter, verzogen von den Schwestern, und mußte in die Lehre hinaus, weit, weit weg von all' denen, die ich lieb hatte. Die ersten Tage ging's, da war mir Alles noch neu und er und sie — mein Lehrherr und seine Frau — waren leidlich freundlich mit mir; aber als der Reiz der Neuheit erst weg war, als ich das erste rauhe Wort von ihm gehört hatte, als sie mich bei Tisch zuerst scharf beobachtete und dann in ihrem französisch-deutschen Dialect anfing: „Mon dieu, Auguste, Sie fresse ja, wie eine Bauer, wo habe Sie

die Maniere gelernt?" — da stieg's mir heiß vom Herzen herauf und ich machte, daß ich vom Tisch kam und ging in den kleinen Garten hinter dem Hause, da hatte ich eine einsame Laube entdeckt, in der ich mich ausweinen konnte.

O, ich weiß noch ganz genau, wie's mir an dem Mittag zu Muthe war, ich hatte das Heimweh und war so unglücklich, so elend, so unsäglich verlassen, daß ich mich für den leidvollsten Menschen auf Gottes Erdboden hielt.

Wie ich nun so auf der Gartenbank lag und weinte und schluchzte, daß es einen Stein erbarmen konnte, da fühlte ich mich auf einmal sehr unsanft berührt und als ich erschrocken in die Höhe fuhr, sah ich drüben über'm Gartenzaun einen großen jungen Menschen stehen, der vermittelst einer Bohnenstange, die er noch in der Hand hielt, mir seine Gegenwart angekündigt hatte.

„So ein großer Bengel sollte sich doch schämen, so zu heulen", sagte er. „Was hat Sie denn so arg gekränkt, ist Vater Stieber etwa wild geworden, oder hat Ihnen das Essen von Mutter Stiebern nicht mehr geschmeckt?"

Ich stand zuerst stumm da und wischte mir die letzten Thränen beschämt aus den Augen, dann sagte ich dem Nachbar, der mir beim ersten Anblick gut gefiel, ganz einfach, ich sei vor vier Tagen erst ange-

kommen, sei sehr weit von hier daheim, das erste Mal von Haus fort, da werde er es sehr begreiflich finden, daß ich Heimweh habe und mich ausweine, ihm sei's doch jedenfalls ebenso gegangen.

„Nein, mein Junge, ich kenne Gott sei Dank dies angenehme Gefühl nicht, sintemalen ich hier geboren und erzogen bin. Sie sind also der neue Sclave?" fuhr er fort, „nun, ich war mit Ihrem Vorgänger befreundet und er hat Sie scheidend mir empfohlen."

„Er hat mich ja gar nicht gekannt", fiel ich ein.

„Thut nichts, er wußte, was Ihrer wartet, er hatte Mitleid mit dem Schlachtopfer und deshalb empfahl er Sie mir. Na, ich denke, wir wollen Freunde werden, Sie gefallen mir soweit ganz gut, aber das Heulen müssen Sie unterwegs lassen, denn Sie werden noch so viel Gelegenheit dazu haben, daß Sie aus dem Gewinsel gar nicht herauskämen, und das ist mir unerträglich. Jetzt machen Sie, daß Sie in den Laden kommen, sonst brummt der Alte, ich muß auch wieder in's Laboratorium zurück. Adieu, ich komme heut Abend zu Ihnen, lassen Sie Ihr Fenster offen."

Getröstet ging ich in's Comptoir zurück und setzte mich wieder vor das Buch, das zu liniiren meine erste Aufgabe war.

Am Abend saß ich allein in meinem Kämmerchen und meine Gedanken waren natürlich wieder in der

Heimath, da klopfte es an mein Fenster. Zum Tod erschrocken sprang ich auf, denn mein Zimmer lag drei Stiegen hoch auf den Hof hinaus, wer konnte da klopfen?

Der Hof war sehr schmal und gegenüber erhob sich das Hinterhaus des Apothekers in derselben Höhe wie das unsere. Meinem Fenster gegenüber befand sich eins in der Apotheke, und an diesem Fenster stand mein Freund von heute Mittag mit seiner Bohnenstange.

„Legen Sie das Brett ordentlich fest", rief er herüber und in demselben Moment schob sich ein starkes breites Brett in mein Fenster. „In die Kerbe müssen Sie es legen, in die Kerbe rechts. So, jetzt halten Sie mal einen Augenblick fest. Guten Abend!"

Ehe ich noch begriffen hatte, was er eigentlich wollte, war er schon drüben bei mir und sprang lachend in mein Zimmer. „Für heute habe ich noch Alles mitgebracht, was wir brauchen, um einen gemüthlichen Grog zu brauen, das nächste Mal müssen Sie aber schon zu mir kommen." Dabei fing er an, Flaschen und Gläser auszupacken.

„Ich da hinüber, in meinem Leben nie! Ich bin jetzt noch außer mir über Ihre Seiltänzerei!" rief ich entsetzt.

„Sie werden's schon lernen", tröstete er gemüthlich und begann den Grog zu bereiten. Darauf setzten

wir uns behaglich nieder und ich mußte ihm von daheim erzählen.

Er gab mir dafür eine Masse Geschichten von meinem Vorgänger zum Besten, die zugleich auf das Stieber'sche Ehepaar so eigenthümliche Streiflichter warfen, daß ich am liebsten gleich wieder fortgegangen wäre.

„O bewahre Gott, Sie müssen aushalten, mir geht's auch nicht viel besser. Lehrzeit ist nun einmal keine Rosenzeit, wer 'ne dicke Haut hat, kann viel vertragen und Sie sollen sehen, wir sind ganz fidel und amüsiren uns prächtig. Jetzt muß ich aber fort, sonst könnte unsere kleine Teufelsbrücke doch verrathen werden, denn Schlag elf Uhr geht mein Alter mit einer Laterne durch's ganze Haus und sieht nach, ob's nicht irgendwo brennt. Auf Wiedersehen. Morgen kommen Sie zu mir, sobald ich klopfe!"

Mit Zittern und Zagen sah ich ihn glücklich hinüber wandern und dachte dabei, daß ich nie im Stande sein würde, dies Wagniß auszuführen.

O du mein Gott, wie oft habe ich später den Weg gemacht und in was für Stimmungen und mit wie viel Gläsern Punsch im Magen und im Kopfe!

Ich hatte Gustav Müller vom ersten Augenblick an lieb gewonnen und wir waren bald durch die engste Freundschaft verbunden, eine Freundschaft, die als einziger Stern an dem sonst tief dunklen Himmel der

vier Jahre glänzt, die ich in jenem abscheulichen Neste, einem kleinen hessischen Landstädtchen, vertrauern mußte.

Wäre Gustav's Familie nicht gewesen, so hätte ich ganz isolirt dagestanden, hätte ich ihn nicht gehabt, ich hätte das Hundeleben keine vier Wochen ausgehalten. Mein Herr Stieber war wirklich ein sehr ungenießbares Exemplar von einem vertrockneten Buchhändler und seine Frau, eine alte französische Gouvernante, die er Gott weiß wo aufgelesen, der Satan selbst. Geizteufel und Zankteufel war sie gegen mich in höchster Potenz, was sie ihrem geliebten Gatten alles war, vermochte ich nicht zu enträthseln, da mir das Familienleben dieses edlen Ehepaares gänzlich verschlossen war; ich sah Beide nur bei Tisch, wo sie an meinen Manieren herumzufeilen pflegte. Abends wurde das Geschäft um acht Uhr geschlossen, ich mußte aber bis um neun Uhr im Comptoir bleiben, weil da geheizt war, um neun Uhr hatte ich hinaufzugehen in mein Zimmer. Jeden Abend nach Schluß des Geschäftes erschien das Dienstmädchen mit meinem Abendessen und dieses bestand einen Tag wie den andern aus einem großen Teller mit Kartoffelsuppe und einem kleinen Stückchen Brod. Dann setzte sich das Dienstmädchen mit ihrem Spinnrad zum Ofen, oder auch mit einer Näharbeit direct zu mir zur Lampe und leistete mir gemüthlich Gesellschaft bis um neun Uhr, wo sie auch zu Bett gehen mußte.

Das waren meine ersten Kümmernisse, das Dienstmädchen und die Kartoffelsuppe. Beide waren mir unleidlich. Die Kartoffelsuppe an und für sich, das Dienstmädchen als Gesellschaft. Denn als Person existirte sie nicht für mich, da das Departement der Küche alle vier Wochen von einer andern Dame versehen wurde, weil es Niemand länger als einen Monat bei dem alten Drachen aushielt.

Einen officiellen Ausgang hatte ich nur alle vierzehn Tage am Sonntag Nachmittag um sechs Uhr, dann mußte ich aber auch schon um neun Uhr wieder daheim sein. Hausschlüssel existirte nicht für mich. Natürlich wußte ich mir auf andere Weise zu helfen. Von meiner Mutter bekam ich ein anständiges Taschengeld, das fast nur zur Anschaffung von Butter, Brod und Käse verwandt wurde, da mir die Kartoffelsuppe schon nach acht Tagen zum Ekel geworden war. Ein Fenster des Ladens ging nach dem Hof hinaus und direct unter diesem Fenster befand sich die Oeffnung eines Canals, um das Regenwasser der Dachrinne aufzunehmen. Da hinein wurde die garstige Kartoffelsuppe jeden Abend geschüttet. Das Brod wurde sorgsam aufgehoben und mit meinen heimlichen Vorräthen zusammen verspeist.

Schlag neun Uhr ging ich hinauf in mein Zimmer und einige Minuten später legte Gustav schon sein Brett herüber und ich war denn sofort bei ihm.

Wollten wir fort, so konnten wir dies jederzeit thun, da er einen Hausschlüssel besaß. Es war aber bei ihm so angenehm, daß wir meist zu Hause blieben und unsere Cigarre daheim rauchten. O, wenn mein Alter gewußt hätte, daß ich rauchte!

Gustav war sehr musikalisch und seine Eltern hatten es möglich gemacht, daß er seinen Flügel in sein Zimmer schaffen lassen durfte. Durch den Flügel allein schon hatte dieses einen ungemein wohnlichen Anstrich und als wir es später noch durchsetzten, daß auch ein altes Sopha aus seinem elterlichen Hause herübergeschafft wurde, da waren wir ganz glücklich und zufrieden.

Um viertel zehn Uhr war ich drüben bei ihm, halb zehn Uhr war der Thee oder Grog fertig, dann legte sich Jeder in seine Sopha-Ecke, nahm einen Stuhl, um seine Beine darauf zu placiren und zwischen uns auf dem Sopha lag das Schachbrett. — O du herrliche, genügsame Jugendzeit, wie schnell bist du dahingeschwunden!

So verflossen die ersten zwei Jahre, in denen wir eigentlich jeden Abend zusammen waren; ich war größer und selbstständiger geworden und wünschte eine Tanzstunde zu besuchen. Mir zu Gefallen machte Gustav mit und nachdem ich von meinem Tyrannen mühsam die Erlaubniß herausgepreßt hatte, nahmen wir Beide an einem Cyklus Antheil, der sich gerade damals ge-

bildet hatte und die Töchter der ersten Familien des kleinen Nestes umschloß.

Da waren wir wieder in eine neue Phase unseres Lehrlingslebens getreten. Es dauerte keine acht Tage und wir waren Beide bis über die Ohren verliebt. So viel erinnere ich mich noch ganz deutlich, daß meine Flamme ein stilles, bescheidenes Mädchen war, das ganz entsetzlich schielte, und daß ich mich bemühte, gerade in diesem Schielen einen unerschöpflichen Quell neuer Reize meiner Angebeteten zu finden. Merkwürdigerweise war Gustav's Liebe eine sehr resolute, etwas cokette junge Dame, die intimste Freundin meiner Flamme, und so hatten wir es sehr bequem, die Geschichte blieb gleichsam in der Familie und Einer mußte schon aus Freundschaft immer still halten, wenn der Andere von seiner Liebe schwärmen wollte. In dieses schöne Verhältniß trat aber das unerbittliche Schicksal störend hinein und zwar in Gestalt des Postgehülfen unseres Ortes. Dieser Postjüngling, auch ein Tanzstundenmitglied, hatte es auf Gustav's Lilli abgesehen und fing an, ihr auf die auffallendste Weise den Hof zu machen und leider, leider ging das cokette Mädchen darauf ein.

In unseren Herzen erwachte Zorn und Grimm gegen den postalischen Eindringling sowohl, wie gegen die treulose Geliebte. Vergebens wurde meine Dame als Vermittlerin an den schönen Deserteur abgeschickt,

vergebens ließ sich Gustav so weit herab, selbst sie aufzusuchen, um eine Versöhnung anzubahnen; sie fertigte ihn sehr schnippisch ab und das postalische Ungethüm stand dabei und lächelte auf die unzweideutigste Weise Hohn.

Das war meinem guten Gustav denn doch zu viel, er drehte sich um und verabreichte dem glücklichen Nebenbuhler eine Ohrfeige, die sich gewaschen hatte. Glücklicherweise waren außer den drei Personen keine Zeugen dabei, da die Sache in einem Nebenzimmer vor sich ging. Aber bald verbreitete sich im Saal das Gerücht von einer dunklen, schrecklichen That. Kein Mensch außer den Dreien wußte davon, aber es lag wie eine schwüle Atmosphäre auf uns und selbst befreundete Paare, die sonst immer einander vis-à-vis tanzten, fingen an, sich mit Mißtrauen zu beobachten. Mir erzählte Gustav noch am selben Abend die Begebenheit und wir sahen den Folgen dieser Ohrfeige, auf Alles gerüstet, mit Ruhe entgegen. Sie konnten nicht ausbleiben, das wußten wir gewiß. Postmensch kam eben erst vom Gymnasium der Residenz und Gustav und ich hatten das Gymnasium vor kaum zwei Jahren absolvirt. Und richtig, am andern Morgen erschien der alte Briefträger Petzoldt lange vor der gewöhnlichen Zeit in der Apotheke und brachte Gustav eine schöne Stylübung, in welcher des Weiteren auseinandergesetzt wurde, daß Schreiber derselben von

Gustav eine Ohrfeige bekommen habe, — darüber waren wir einig, — in welcher ferner angefragt wurde, ob Gustav geneigt sei, Abbitte zu thun und die Ohrfeige zurückzunehmen — darüber waren wir nicht einig. Von Abbitte thun konnte gar keine Rede sein und die Ohrfeige zurücknehmen, war eine so eigenthümliche Zumuthung, daß weder Gustav noch ich darüber in's Reine kommen konnten, ob darunter zu verstehen sei, daß Gustav einfach sagen oder schreiben solle: ich nehme die Ohrfeige zurück, oder ob der Postmensch beabsichtigte, ihm dieselbe in Wirklichkeit zurückzugeben und Gustav sie ohne Weiteres zu acceptiren habe.

Die Antwort war also kurz und bündig: die Apotheke lasse sich auf gar nichts weiter ein, leiste keine Abbitte und nehme gar nichts zurück, und wenn die Post sich dabei nicht beruhigen wolle, so wisse sie selbst am besten, was unter Gentlemen Sitte sei, und möge sie sich in diesem Falle nur an mich wenden, ich sei der Apotheke eng befreundet und werde schon das Weitere arrangiren.

Die Post nahm nun einen jungen Droguenhändler zum bevollmächtigten Gesandten und dieser lud mich schriftlich ein, — mündlich ging's nicht, wegen des Alten, — ihn sofort an einem dritten neutralen Orte zu treffen, um uns über die Sache zu besprechen.

Hui wie flogen die Briefe an diesem gesegneten

Tage hin und her, wie brummte mein Alter über die „Allotrien". Am nächsten Sonntag Morgen ging die Geschichte vor sich: wir armen weißen Sclaven hatten keine andere Zeit, wir mußten die Kirche schwänzen, — (was wir übrigens beiläufig bemerkt sehr häufig thaten) — um unser Duell in Scene zu setzen. In einer kleinen Schlucht, die unmittelbar an der Stadt gelegen und doch so situirt war, daß man in derselben nicht gesehen werden konnte, trafen sich die Gegner. Wir hatten mit Mühe und Noth Jeder seinen Schläger unter dem Ueberrock mit hergebracht — die Waffen hatten wir auch erst zusammenborgen müssen und sie waren noch dazu nur sehr oberflächlich geschliffen; — beisammen waren wir und konnten in Gottes Namen anfangen. Zuerst mußte der Droguenjüngling etwas instruirt werden, wie er sich als Secundant zu benehmen hatte, der Aermste hatte nie einen Schläger in der Hand gehabt. Die Duellanten wurden gestellt, wir Secundanten nahmen unsern Platz ein und mit großem Herzklopfen commandirte ich: „Bindet die Klingen, gebunden ist, los!"

Anfangs ging's streng nach der Schule. Es wurde ziemlich langsam geschlagen, die bekannten Finten wurden ausgehauen und parirt. Alles war schön und gut, nur der Droguenhändler befand sich sehr ungemüthlich, denn eine von Gustav geschlagene steile Quart wurde von der Post so heftig parirt, daß die

Parade sich bis auf den Droguenhändler erstreckte, der sein gut Theil davon abbekam.

Allmählig wurden sie aber wärmer, warfen die Schule bei Seite und fingen Beide lustig an zu naturalisiren, daß es eine Freude war; die Hiebe fielen hageldicht und es war geradezu eine Schlägerei mit Eisen, als ich endlich dazwischen sprang. Aber schon zu spät! Die Post hatte einen netten Schmiß in der Backe, der bis zur Nase lief, und blutete gewaltig. An den Arzt hatten wir gar nicht gedacht und guter Rath war jetzt sehr theuer.

Wir wuschen die Wunde, machten aus Taschentüchern eine Art Compresse, dann versteckten wir die Schläger im Gebüsch und führten den Verwundeten zum Stadtphysicus.

Der alte dicke Herr staunte gewaltig, als wir in feierlicher Procession bei ihm erschienen, las uns, während er die Wunde nähte und die Post vor Schmerz brüllte, gehörig den Text, versprach aber zu schweigen.

Zu Hause wurde ich furchtbar gerüffelt, weil die Kirche längst aus war. Von Mannesthat herkommen und wie ein Knabe gescholten werden! — O das ist hart! —

Am andern Tage wußte die ganze Stadt die Geschichte bereits mit allen Nebenumständen und Lilly Weiß, um derenwillen das Duell stattgefunden, war die Heldin des Tages.

Das Schönste kam aber noch nach. Der Apotheker und der Postmeister ventilirten natürlich die Geschichte auf das Eifrigste und kamen bei dieser Gelegenheit so aneinander, daß gar nicht viel gefehlt hätte und sie wären ebenfalls losgegangen.

Die Feindschaft zwischen den Alten blieb, während schon auf dem Kampfplatze die junge Post inmitten des ärgsten Blutes erklärt hatte: Lilly Weiß sei ein cokettes Mädchen und gar nicht werth, daß man für sie einen Schläger anrühre; auf diese Erklärung folgte natürlich die von Gustav, daß er den Postmenschen für einen sehr achtungswerthen jungen Mann erkläre, daß er die Ohrfeige zurücknähme und Lilly Weiß ebenfalls für ein cokettes Mädchen halte.

Diese Erklärungen waren natürlich bekannt geworden und meine Anna, entrüstet über die ihrer Freundin angethane Schmach, sagte mir geradezu: „Post und Apotheke seien beide dumme Jungen", was mich so sehr erbitterte, daß ich zum ersten Male bemerkte, wie grimmig häßlich doch eigentlich das Schielen sei und hinfort meine Anna auch links liegen ließ, was ich um so leichter thun konnte, da wir jetzt die Löwen der Tanzstunde waren und die andern Herren von den Damen auffallend zu unsern Gunsten vernachlässigt wurden.

Die Post wurde dann feierlichst bei uns eingeladrn und passirte sogar die Teufelsbrücke, um bei mir ein

Glas Grog zu trinken. So endete die schreckliche Duellgeschichte, so endigte unsere erste Liebe. Ach, waren das herrliche Zeiten! —

Alle diese Erinnerungen und noch viele andere tauchten herauf aus meinem Gedächtniß mit frischen, fröhlichen Farben und Gustav's Bild in jeder als Mittelpunkt. Immer war's der liebe, alte, ehrliche Junge, der mir Eins und Alles war, so hatten wir uns in den vier Jahren in einander gelebt.

Ach, wie war mir damals die Trennung von ihm so schwer, so schwer geworden, ich hatte in den langen Jahren Niemand mehr gefunden, dem ich Freund sein konnte, wie ich es ihm war.

Wir hatten einander geschrieben, zuerst sehr häufig, dann seltener, wie es eben so zu gehen pflegt.

Aber die alte Liebe war doch noch lebendig bei uns Beiden, das wußte ich nur zu gut, als ich ihn jetzt im fernen Savoyen aufsuchte. Ich hatte ihm von Genf aus telegraphirt: „Ist's Dir recht, wenn ich heut Abend komme, so treffe ich mit dem letzten Zuge ein?"

Umgehend erfolgte die Antwort: „Ich erwarte Dich heute Abend am Bahnhof. Hurrah!"

In dem einen Wort „Hurrah!" liegt der ganze Gustav. Ich wußte, daß sein Herz mir gerade so entgegenschlug, wie ihm das meinige, und so wäre die lange, lange Eisenbahnfahrt meiner Sehnsucht auch unerträglich gewesen, wenn nicht die Bilder aus der

Jugendzeit eins nach dem andern aus der Vergangenheit aufgetaucht wären.

Jetzt hatten wir die letzte Station verlassen, ich suchte meine Siebensachen zusammen, der Zug ging langsamer in den Bahnhof hinein. Kaum hielt er still, da war ich schon herausgesprungen und lag in Gustav's Armen, der mich in die Höhe hob und mit mir herumtanzte, wie mit einem kleinen Kinde. Dabei lachten wir Beide unbändig und fielen uns immer auf's Neue um den Hals.

Er war ganz der Alte geblieben. Groß und stattlich war er schon damals als Lehrling, jetzt trug er einen Vollbart und sah männlicher aus. Aber das alte, ehrliche Auge, das fröhliche Lachen hatte er noch immer, und wie wir so durch die dunklen Straßen dahingingen, da machte er es wie früher und schlug im Gehen den Arm um meinen Hals, gerade so, wie wir in dem kleinen Neste früher bummelten.

Wir kamen in ein stattliches Haus. Die Treppen waren hell erleuchtet, der Geruch von allen möglichen getrockneten Kräutern, der jeder Apotheke so eigen ist, quoll mir auch hier entgegen. „Die Apotheke ist gleich rechts“, sagte Gustav. „Jetzt ist natürlich schon geschlossen, aber morgen sollst Du unsere Giftküche sehen und bewundern.“

Wir stiegen nur zwei Treppen, dann trat ich in ein nicht großes, aber äußerst nett, ja sogar elegant

eingerichtetes Zimmer, in welchem vor dem Sopha ein ganz verlockend arrangirter Theetisch mit allem Zubehör eines Junggesellensoupers servirt war.

„Du, ist das wirklich Dein Zimmer?“ fragte ich den sich an meinem Erstaunen ergötzenden Freund.

„Ja, ja, so leben wir hier in Klein-Venedig. Jeder Gehülfe hat zwei Zimmer und alle Abende sein Souper wie das hier. Aber jetzt leg' ab und mach's Dir bequem. Iß und trink und stärk' Deinen leiblichen Menschen, denn ich beabsichtige, Dich für's Erste nicht in's Bett zu lassen. Wir wollen plaudern bis morgen früh und dann fangen wir erst recht wieder an.“

Wir setzten uns nieder und soupirten. War das ein behagliches Abendessen, man sah deutlich, daß eine Frauenhand dabei gewaltet hatte. Die kleinen Brödchen mit Sardellen-Butter und Eier und Schinken, die ich ihn einst kennen gelehrt hatte, waren sogar da und als ich, ausgehungert von der langen Fahrt, wie ich war, gleich darauf losfuhr, wie lachte er da!

Endlich wurden die Cigarren angesteckt. „Trink nur Deinen Thee aus, lieber Junge, ich hab' was Besseres“, sagte Gustav und holte einige Flaschen aus einer Ecke. Es war weißer Château la rose, mein Lieblingswein.

Jetzt legten wir uns, Jeder in seine Ecke, behaglich

zurück, nahmen wie früher Jeder einen Stuhl für die Beine und nun konnte das Plaudern losgehen.

Die fünf Jahre hatten viel verändert. Aus dem Buchhändlerlehrling war bei mir ein Journalist geworden, der das Leben in seiner buntesten Weise kennen gelernt hatte, und der ehemalige Apothekerlehrling war auf das Eleganteste logirt und setzte seinem Freund Château la rose vor.

Da gab's also gegenseitig viel zu erzählen: ich mußte anfangen, und nicht ausführlich genug konnte ich mein Leben schildern. Dann kam Gustav an die Reihe. Er war jetzt seit fünf Jahren da und hatte allerdings nicht von Anfang an in diesem Zimmer gewohnt. Sein Principal war ein wunderlicher Mann gewesen, hatte ihn viel gepeinigt und chikanirt, er war aber doch geblieben, — weil's ihm hier in dieser herrlichen Gegend so gut gefallen.

Der Apotheker war nun vor acht Monaten gestorben und mein Gustav war seit vier Wochen verlobt mit der Wittwe und gedachte zu heirathen, sobald das Trauerjahr verflossen. Er, der junge, prächtige Mensch, verlobt mit einer Wittwe! Das war ja gar nicht möglich, er hatte selbst Vermögen und brauchte seine frische Jugend wahrhaftig nicht an eine alte Wittwe zu verkaufen.

Er mochte auf meinem Gesicht wohl meine Gedanken gelesen haben und sagte fröhlich lachend: „Jetzt

wollen wir mal auf meine Zukünftige anstoßen, und dann will ich sie Dir zeigen, freilich nur im Bild, in natura wird sie längst in's Bett gegangen sein, um von Dir zu träumen, denn ich habe ihr schrecklich viel von Dir erzählen müssen."

So thaten wir und dann brachte er ein großes Oelbild, das noch nicht eingerahmt war und stellte es auf einen Stuhl.

Die Beleuchtung war für ein Oelgemälde nicht besonders günstig, die eine Lampe reichte bei weitem nicht aus.

Doch konnte ich mich von dem Bild nicht losreißen, es war ein wunderschönes Weib, das da gemalt war.

Ein stolzer Kopf, dessen Hauptzierde, ein aschblondes Haar, in reichen, schweren Flechten diademartig gelegt war. Ein Paar schwarze Augen schauten aus dem Bilde lebendig heraus, der Maler hatte aber in diese Augen einen Ausdruck gelegt, der mir nicht gefiel, sondern mich geradezu abstieß. Es war das, was die Italiener als bösen Blick so sehr fürchten.

Der Mund dagegen war von einer seltenen Lieblichkeit, klein und fein geschnitten. Die etwas aufgeworfene Oberlippe ließ eine Reihe Zähne sehen, wodurch auch wieder etwas Leidenschaftliches, Wildes in das Gesicht hinein kam. Ein schlanker Hals, eine herrliche Büste trugen diesen interessanten Kopf.

Mit wahrhaftiger Anbetung schaute Gustav auf das Bild seiner Braut.

„Ist sie getroffen?“ fragte ich.

„Wie sie leibt und lebt. Doch kannst Du morgen selbst urtheilen, heute aber ist's Zeit, daß Du zur Ruhe kommst. Trink aus, mein Junge, das letzte Glas unserer alten Freundschaft.“

Das Gesicht der schönen Frau verfolgte mich bis in meine Träume hinein. Das Wiedersehen, der Wein, dieses Gespräch, das Alles hatte mich ungemein aufgeregt und ich schlief wenig und sehr unruhig.

In aller Frühe wachte ich auf und verließ das Lager just zur rechten Zeit, um eins der wunderbarsten Schauspiele der Alpenwelt noch zu genießen.

Es war schon beinahe hell, als ich an's Fenster trat, und die gerade gegenüber liegende Bergkette streckte ihre eisgekrönten Spitzen in einen graublauen Himmel hinein, an dem noch hin und wieder ein Stern funkelte. Zwischen dem Gebirge und mir mußte der See sich ausdehnen, denn große Nebelmassen, die nur dem Wasserbecken entstiegen sein konnten, wogten und wallten, bis zu einer gewissen scharfbegrenzten Höhe, unruhig durcheinander und ließen von der Gegend, aus der die Berge so himmelhoch herauswuchsen, auch nicht das Geringste ahnen.

Da fiel wie vom Himmel herunter auf eine der höchsten Eispyramiden, deren weißgraue Zinken dro-

hend, aber todt und starr heruntersahen, ein rosiger Hauch. Erst ganz matt und zart, dem Eisgeschröff ein Colorit gebend wie aus Duft gewoben, dann immer stärker und intensiver, so daß zuletzt jede Eisnadel dort oben in rosigem Feuer zu erglühen schien. Und so fing jeder einzelne dieser furchtbaren Gipfel und Hörner nach und nach an, Leben zu bekommen, bis endlich das ganze Gebirge da lag in rosiger Gluth — ein unsagbar schöner Anblick, wie ein Bild aus einer besseren verklärten Welt.

Stumm und im Anschauen verloren stand ich da.

Lange war Gustav hinter mir, ohne mich zu stören, dann bat er mich, geschwind Toilette zu machen, wir wollten den Kaffee im Freien trinken. Wie schnell waren wir draußen in der herrlichen frischen Morgenluft, die ich, sonst nur an den drückenden Horizont größerer Städte gewöhnt, mit doppelter Lust einathmete.

„Geh' nur einstweilen zum See hinunter, ich komme gleich nach", hatte Gustav gesagt und ich folgte und schlenderte langsam an's Gestade.

Das Alpenglühen war längst verglommen, die Sonne stand schon am Himmel und fing an, mit den Nebelmassen, die noch immer über den Fluthen lagen und von hier aus das ganze Gebirge jetzt verhüllten, aufzuräumen. Die blaue Fluth regte sich kaum, wie verschlafen kam nur hin und wieder eine kleine Welle an's Ufer und klatschte hohl an die vor Anker liegenden

Gondeln, von denen mir namentlich eine auffiel, die besonders stattlich war und den Namen „Mathilde" am Steuer trug.

Weiter drüben lagen zwei von den Dampfern, deren eine Menge den See befahren, und man schien an ihrem Bord auch schon lebendig zu sein, wenigstens dampfte der Küchenschornstein schon lustig darauf los.

Kaum hatte ich mich ein wenig orientirt, so kam Gustav mit einem schweren Korb an dem einen und mit einer Dame in eleganter Morgentoilette und einem colossalen runden Strohhut, der noch ihre Züge verbarg, am andern Arm.

Schon aus der Ferne grüßte er lustig, ich ging dem Paare entgegen und wurde dann in aller Form dem Originale des Bildes, das ich gestern Abend so aufmerksam betrachtete, vorgestellt. Wahrhaftig, der Maler hatte nicht geschmeichelt, sie war schöner, als auf der todten Leinwand, aber ihr Auge war noch unheimlicher, als er es gemalt. Der Blick war für mich von einer tödtlichen Kälte des Ausdrucks und hatte dabei doch eine Schärfe, die von einer Frau doppelt weh that. Nur wenn ihr Blick auf Gustav fiel, wurde er warm, innig und schön und verklärte die Züge in einer Weise, die man nicht für möglich halten sollte. Die Frau machte mir den Eindruck eines sehr energischen, stolzen Charakters, der für mich sehr wenig Sympathisches hatte, trotzdem mich die rührende Hin=

gabe an Gustav, die innige Liebe für ihn, die aus all' ihrem Thun und Sein hervorleuchtete, wieder ungemein zu ihren Gunsten einnahm.

„Wir wollen heut' den ganzen Tag im Freien bleiben, mein Junge, das ist auch wieder eine von den reizenden Ideen, die Mathilde immer hat, wenn es darauf ankommt, mir eine Freude zu machen. Wir fahren nach unsrer Belle vue hinüber, und da bleiben wir bis Abend. Jetzt wollen wir aber ein wenig die Toilette unserer andern Mathilde besorgen und da mußt Du mir schon ein bischen helfen, Du weißt ja mit Schiffen umzugehen."

Gustav sprang nun leicht von einem Kahn zum andern, bis er zu der schönen Gondel kam, die ich vorher bewundert hatte, die also auf den Namen seiner Zukünftigen getauft worden war. Mit einigen kräftigen Ruderschlägen trieb er das elegante Fahrzeug zu uns an's Ufer und nun gingen wir Beide frisch daran, die Gondel zu reinigen und in Ordnung zu bringeu. Dann wurde der inhaltsreiche Korb möglichst gut placirt und unsere Dame eingeladen, Platz zu nehmen. Sie setzte sich an's Steuer und faßte mit kundiger Hand die Stricke, man sah, sie hielt sie nicht zum ersten Mal.

Gustav und ich griffen zum Ruder, dann ging's hinaus, direct in den Nebel hinein.

Der See, den wir befuhren, ist ein großes Wasser-

becken, dem die Abflüsse der mächtigen Eisriesen, die es umgeben, direct zufließen. Da, wo es einen klaren blauen Fluß hinausschickt in's weite Feld, hat sich die Stadt keck hingelagert, am südlichen Ufer liegen einige Schlösser und kleinere Dörfer, hinter denen unmittelbar die Firnen der Centralkette zum Himmel ansteigen. Das nördliche Ufer fällt dagegen von einer hohen Gebirgskette, die allerdings die Centralkette bei weitem nicht erreicht, steil und wild in's Wasser ab, so daß an dieser langen, langen Stelle nur hin und wieder ein Schiff anlegen kann und jede andere Verbindung als die zu Wasser unmöglich ist.

Der Nebel schien sich vor uns zurück zu ziehen. Ich saß natürlich rückwärts und schaute auf die Stadt, die sich immer mehr und mehr vor uns entwickelte, je weiter wir in den See hinein kamen. Mein Hauptaugenmerk war aber auf die schöne Frau gerichtet, die mit kundiger Hand das Steuer führte und ruhig und stätig vor sich hin sah und nur hin und wieder mit Gustav ein Scherzwort, einen freundlichen Blick wechselte.

Wir hielten uns immer am nördlichen Ufer und konnten eine gute halbe Stunde allerdings ziemlich stark gerudert haben, als wir dem Lande zusteuerten.

Gerade hier erhob sich bis zu 7000 Fuß einer der höchsten Gipfel der oben erwähnten Gebirgskette.

Die Wasser des Himmels hatten von seinem Rücken viel Land heruntergeschwemmt, so daß sich eine förm-

liche kleine Landzunge in den See vorschob. Das war unser Ziel, Gustav's zukünftiges Landgut.

Unser schöner Steuermann commandirte „Langsam" und dann „Gegen", just wie beim Anlanden eines Dampfers und wir liefen in ein kleines, von natürlichen Felsen gebildetes Hafenbecken ein, das eigens zur Aufnahme unseres Schiffes bestimmt zu sein schien. Dann sprangen wir an's Land, befestigten unsere Gondel und folgten einem schönen, reinlichen Kiesweg, der ziemlich steil bergan führte, bis zu einem kleinen Häuschen, das den Hügel krönte. Frau Mathilde schloß auf, und wir traten in ein großes, reizend eingerichtetes Zimmer, das mit seinem offenstehenden Flügel, mit seiner Handarbeit auf dem Nähtischchen gerade so aussah, als habe es die Bewohnerin so eben erst verlassen.

„Mein Gott, wie bist Du doch so leichtsinnig, Gustav. Das hast Du Alles beinahe offen stehen lassen, man hätte ja in dieser Einsamkeit die ganze Villa ausplündern können."

„Hier stiehlt man nicht, lieber Freund. Im ganzen Oberland kennt man keine Hausschlüssel. Uebrigens machen wir auch sonst die Läden gewöhnlich zu, vorige Woche trieb uns aber ein Gewitter so rasch von dannen, daß wir Alles haben liegen und stehen lassen, wie's just war."

Frau Mathilde hatte inzwischen die Fenster auf-

gerissen, hin und wieder flüchtig abgewischt und verschwand jetzt im Nebenzimmer. „Da haben wir noch ein Schlafzimmer, für mich vorläufig noch ein verschlossenes Paradies, und draußen noch Küche und Keller. Mathilde hält sich oft wochenlang hier mit einer Freundin auf, sie liebt die Einsamkeit ungemein und da zu Land keines Menschen Fuß hierher kann, zu Wasser aber Niemand kommt, so sehen die Beiden dann außer den täglich mehrere Male vorüber fahrenden Dampfern, deren Deck immer von Menschen wimmelt, keine sterbliche Seele. Aber jetzt komm', jetzt will ich Dir meine neuen Anlagen zeigen. Alles erst in den letzten Wochen gemacht! Du wirst Dich wundern."

Ich erstaunte allerdings, als er mir zeigte, was Alles geschehen sei. Das Haus war dagewesen, aber auch nur das allein. Alle die Anlagen waren erst gemacht worden. Hinter dem Hause zog sich bis zum Fuße des mächtigen Bergriesen eine kleine Ebene, man sah deutlich, wie die ganze Landzunge einstens von oben herunter geschwemmt war. Von dort aus stieg ein tiefes Thal, eigentlich eine Schlucht, in der ein Bach herunterbrauste, steil an. Der Bach war früher direct über die Halbinsel in den See gegangen und hatte sie gebildet, jetzt mußte er sich seitwärts mit kühnem Sprunge in die grüne Fluth werfen.

Diese Ableitung des Baches erklärte Gustav für das schwierigste Stück Arbeit und doch zugleich für das

nothwendigste, da, wenn man dem Wildwasser den alten Lauf gelassen, jedes ernstliche Hochwetter den neuen Anlagen gefährlich geworden wäre. Das alte Bett des Baches war theilweise ausgefüllt und große, starke Bäume wiegten ihre Krone da, wo noch vor Kurzem die Wildwasser brausten.

„Wie ist das Alles möglich?“ staunte ich. Obwohl die meiste Arbeit in der Erde steckte, konnte ich doch die Größe des Fleißes, der aus einer öden Abspülung von Felsbrocken und Schlamm ein werdendes Paradies hervorgezaubert hatte, recht wohl ermessen.

„Die Liebe macht Alles möglich, lieber Junge“, sagte Gustav, und man sah ihm die Freude ordentlich an, die es ihm gewährte, mir seine Arbeiten zu zeigen. Ich mußte nun Alles sehen, die Geschichte jedes Baumes, jedes Strauches, jeder Blume kennen lernen. Die Zeit verrann im Umsehen und es war Mittag geworden, ehe wir es uns versahen.

Wir hatten kaum noch Zeit, uns von dem neu errichteten Badehause aus, eine Einrichtung, auf die Gustav ganz besonders stolz war, einige Minuten in den herrlichen, tiefblauen See hineinzuwerfen, als im Hause schon die Eßglocke ertönte und uns rief, um zu beurtheilen, wie Frau Mathilde ihrerseits den Morgen zugebracht hatte.

Frisch und fröhlich erschienen wir oben, wo sie inzwischen einen sehr eleganten Tisch im Freien vor

dem Hause gedeckt hatte. Im Angesicht des herrlichen Panorama's, den blauen See zu unseren Füßen, die stolzen Firnen uns gegenüber, so klar, so bestimmt und scharf gezeichnet, daß man mit bloßem Auge jede einzelne Schroffe, jede Eisnadel, jede Schlucht und jedes Schneefeld unterscheiden konnte, uns zu Häupten der herrliche blaue Himmel, nahmen wir ein zwar einfaches, aber ganz vorzügliches Diner ein, das Frau Mathilde, die dasselbe ganz allein improvisirt hatte, alle Ehre machte, und mir Zeitlebens eine herrliche Erinnerung bleiben wird.

Beim Champagner ließen wir die Vergangenheit, die Gegenwart und die Zukunft, uns, unsere Jugend, kurz alles Mögliche leben und ich hätte gar nicht geglaubt, daß Frau Mathilde so fröhlich lachen könne, wie sie's that.

Doch mußte sie's thun, wenn sie Gustav lieb hatte. Denn der alte Junge, der wirklich noch mit ganzem, vollen Herzen an seiner Jugend und an mir hing, war gar zu glücklich.

Die Stunden flogen noch schneller, wie am Vormittag, und erst als der Mond schon jenseits der Gletscher aufgegangen war und die ganze Schnee- und Eisregion da oben mit magischem Glanze beleuchtete, bestiegen wir wieder unser kleines Schiff, um heimzufahren.

Der nächste Tag sollte der letzte sein, den ich im Kreise meiner Freunde verlebte.

Frau Mathilde und Gustav führten mich im ganzen Hause herum. Da war vom Boden bis zum Keller kein Raum, den wir nicht besucht hätten, ich mußte Alles sehen, Alles bewundern.

Das war ein reiches Hauswesen; überall schaute die Wohlhabenheit heraus, Alles war auf das Solideste und Bequemste eingerichtet.

Sogar die Kräuter und andere Vorräthe der Apotheke mußte ich besichtigen und konnte schließlich nicht umhin, zu gestehen, daß der selige Herr es sich augenscheinlich sehr hatte angelegen sein lassen, Gustav ein so bequemes, reiches und schönes Daheim zu verschaffen, wie man es sich nur wünschen konnte.

Als ich fortreiste, hatte ich die feste Ueberzeugung, daß es keinen glücklicheren Menschen gäbe, als meinen alten, guten Gustav, und wie war ich froh, den prächtigen Jungen so glücklich zu wissen.

Mit dem festen Versprechen, daß von nun an unsere Correspondenz wieder frisch aufgenommen und lebendiger fortgeführt werden sollte als bisher, riß ich mich endlich aus seinen Armen los. Mein letzter Blick fiel auf ihn und nie werde ich's vergessen, wie er so dastand an ihrem Arme und mir noch winkte; sein fröhliches, gutes Gesicht, seine lieben, klaren Augen, die ganze stolze Kraft und frische Männlichkeit seiner

Erscheinung und sie an seinem Arm, so glücklich zu ihm aufschauend, sie so schön, so stolz in ihrer Erscheinung, so innig angeschmiegt in ihrem Wesen, ihr ganzes Sein so einzig für ihn Liebe athmend; nie, nie vergesse ich das Bild!

Monate rauschten dahin; in meinem alten Leben und Treiben, diesem fortwährenden Hetzen und Jagen im Dienste der Tagespresse waren mir die einzig schönen Tage in den Bergen der Alpen wie ein glücklicher Traum. Ich erhielt noch eine telegraphische Depesche von Gustav an seinem Hochzeitstage. Bei meinem Dortsein hatte ich es ihm schon abschlagen müssen, sein Brautführer zu sein, da ich mich nicht mehr losmachen konnte. So hatte der gute Junge an seinem Hochzeitstage doch an mich gedacht und telegraphirte mir einen Toast, den er auf mich ausgebracht hatte. Ich antwortete per Draht die wärmsten Glückwünsche.

Dann schrieb er nochmals glücklich und froh und sie hatte Grüße darunter gekritzelt. Von da an hörte ich eine Zeit lang nichts mehr von ihm.

Es mochte wohl ein Jahr oder so etwas sein, seit meiner Reise in die Alpen.

Wieder war es Ende Juli und ich überlegte, wohin

ich diesmal meinen jährlichen Ausflug machen wollte; ich schwankte zwischen Norden und Süden.

Nach Schottland hatte ich eine sehr dringende Einladung und war halb und halb entschlossen, das schöne Edinburg zu besuchen, als plötzlich ein Telegramm von Gustav eintraf, welches mich zum Tode erschreckte und sofort bestimmte, alle anderen Pläne aufzugeben und wieder nach Savoyen zu reisen.

„Wenn Du mich noch sehen willst, so komm sofort“, hatte er telegraphirt. Was konnte ihm geschehen sein? War er krank, so hätte er selbst doch nicht telegraphiren können; hatte er vielleicht Verluste erlitten, war sie gestorben? Was konnte vorgegangen sein, um ein solches Telegramm zu rechtfertigen?

Ich fuhr Tag und Nacht, um die französische Schweiz zu erreichen. Es war eine lange, lange Strecke, die ich zurückzulegen hatte.

Wieder kam ich Abends an, diesmal stand aber Gustav nicht am Bahnhof, um mich zu empfangen, trotzdem ich von Genf aus telegraphirt hatte.

Als ich zur Apotheke kam, fand ich das ganze Haus geschlossen und erst nach längerem Klopfen wurde mir aufgemacht.

Es war einer von Gustav's Gehülfen, ein junger, hübscher Mensch aus Bern, dessen ich mich von meiner letzten Anwesenheit her erinnerte.

Er nannte mich sofort bei Namen und entschuldigte

sich, daß er mich nicht am Bahnhof erwartet, obwohl er meine Depesche rechtzeitig empfangen und, da weder der Herr noch die Frau zu Hause, geöffnet habe.

„Mein Gott, was ist denn bei Euch passirt?“

„Passirt ist eigentlich gar nichts. Der Herr Apotheker war nur die letzte Zeit nicht recht wohl und ist vorgestern in's Bad Leuk gereist und gestern ist die Frau Apothekerin nachgefahren. Der Herr Apotheker hat gewußt, daß Sie kommen würden und hat mir diesen Brief für Sie eingehändigt.“ Dabei kramte er in seiner Brieftasche, fand aber den Brief nicht und bat mich, inzwischen oben einzutreten, er wolle mir das Fremdenzimmer aufschließen, da ich doch jedenfalls die Nacht da bleiben und morgen erst nach Leuk fahren werde. „Der Herr Apotheker erwartet Sie jedenfalls in Leuk, den Brief werde ich Ihnen gleich holen.“

Er hatte mir inzwischen das Fremdenzimmer aufgeschlossen; es waren dieselben Räume, in denen Gustav und ich vor einem Jahre so fröhlich soupirt hatten.

Ich wußte noch immer nicht, woran ich war; jedenfalls konnte ich aber ruhiger sein, eine Katastrophe war augenscheinlich in diesem Hause nicht eingetreten. Denn Alles war bis auf die Abwesenheit der Herrschaft vollkommen in Ordnung und das ganze Hauswesen nicht im Geringsten gestört.

Der kleine Gehülfe schien ordentlich beleidigt zu sein, als ich ihn fragte: „Mein Gott, was ist denn bei Euch passirt?“

Ich legte meine Reisekleider ab und richtete mich in meinem Zimmer ein; eine Magd kam und brachte mir ein kaltes Souper und eine Flasche Wein, endlich erschien auch der kleine Gehülfe mit dem Brief und da er meine Ungeduld sah, so empfahl er sich rasch mit einem „Gute Nacht!“, um mich allein und mir Ruhe zu lassen, Gustav's Brief ungestört zu lesen. Das Schreiben war lang und lautete folgendermaßen:

„Ich wollte Dich selbst abwarten, lieber Junge, um noch einmal in Dein treues Auge zu sehen und Dir die Hand drücken zu können. Ich glaubte, ich würde den Muth haben, Dir meine traurige Geschichte selbst erzählen zu können; aber ich kann Dir nicht in's Antlitz sehen; trotzdem mein ganzes Denken zu Dir hindrängt, trotzdem ich weiß, daß Du auf mein Telegramm herbeieilen wirst, kann ich nicht warten, bis Du kommst, kann ich meinen Entschluß nicht aufschieben; — aber sagen will ich Dir Alles. Du sollst meine armen Eltern trösten, — wenn Du kannst.

Als ich hierher kam, — es sind jetzt noch nicht drei Jahre, — war's auch Abend, ich kam mit demselben Zuge wie Du an.

Auf mein Läuten machte mir eine seltsame Gestalt auf. Ein Herr in mittleren Jahren, große hagere

Figur, sehr schmutzig und vernachlässigt aussehend, in einem unsauberen zerrissenen Schlafrock stand vor mir und fragte mich französisch, was ich wolle?

„Ich bin der neue Gehülfe, bitte nehmen Sie dem Mann meinen Koffer ab", sagte ich.

„Das ist gescheit, daß Sie kommen, ich erwarte Sie schon seit mehreren Tagen!" brummte er deutsch mir entgegen.

Ich sah mir die Figur von unten bis oben an und dachte bei mir: „Das ist aber ein wunderlicher Hausknecht, der Dich da seit mehreren Tagen erwartet hat!" Nun sind unsere Hausknechte oder „Stößer", wie wir sie nennen, zumeist eine originelle Menschenclasse, und ich freute mich, schon wieder ein Original kennen zu lernen.

„Wollen Sie meinen Koffer mit herauf nehmen, alter Schwede", sagte ich, „ich hoffe, wir werden gute Freunde werden."

„Ich auch, ich auch, junger Schwede", antwortete er und lachte grinsend, als wenn er Wunder was für einen Witz gemacht habe.

Dann nahm er meinen schweren Koffer auf die Schulter und schleppte ihn drei Stiegen hoch hinauf, immerfort sonderbar vor sich hin brummend.

Oben öffnete er das Zimmer und setzte den Koffer nieder. Dann lief er auf und ab, untersuchte den Waschtisch, sah in's Bett und benahm sich überhaupt

sehr auffallend. Endlich ging er und rief mir zu: „Löschen Sie Ihr Licht ordentlich aus, junger Schwede, wenn Sie zu Bett gehen, und kommen Sie morgen früh zur rechten Zeit in die Apotheke. Um sechs Uhr öffnen wir."

Ein curioser Hausknecht, dachte ich mir und legte mich ermüdet bald in's Bett. Am andern Morgen war ich nicht wenig erstaunt, in dem vermeintlichen Hausknecht meinen neuen Chef zu begrüßen.

In diesem Entrée hast Du das Bild des Mannes. Ein durch und durch gemeiner Kerl, schmutzig, boshaft und geizig dazu. Seine Frau war zur selben Zeit bei Verwandten abwesend, er regierte allein im Hause herum, zankte den ganzen Tag mit seinem Dienstbotenpersonal und hatte dabei eine ganz infame Manier, immer zur Zeit, wo man ihn am wenigsten erwartete, ganz plötzlich zu erscheinen. So erinnere ich mich, daß ich am zweiten Tag meines Dortseins mich gegen elf Uhr niedergelegt hatte und meiner Gewohnheit zufolge ganz behaglich im Bette las, als plötzlich Mr. König in meinem Zimmer erschien und mir sans façon das Licht wegnahm: „Im Bette lesen, das wäre mir das Wahre. Das Haus über'm Kopf anstecken, das theure Licht verbrennen, nichts da, nichts da!" Und damit war ich im Finstern.

Nach acht Tagen war mir das Haus schon zur Hölle geworden und ich schrieb nach Deutschland um

eine andere Stelle. Bei diesem Menschen konnte und wollte ich nicht den Winter aushalten.

Da kam sie zurück und es wurde Alles anders.

Eines schönen Morgens hieß es, Madame König ist zurück und als wir Mittags zum Essen gerufen wurden, sah ich sie zum ersten Mal und mit dem ersten Blick in ihre Augen gehörte ich ihr.

Du weißt: ich habe immer gelacht, wenn Du mir vorschwärmtest. Ich war nie zugänglich für Weiber-Liebe und glaubte nicht daran. Aber wie ich Mathilde zum ersten Mal sah, fühlte ich etwas in mir, was mir fremd war, — ein namenlos süßes und doch wieder ängstliches Gefühl zog mir die Brust zusammen; — ich konnte den Mittag kein Wort sprechen.

Das Ehepaar schien mit einander auf einem eigenen Fuß zu stehen.

Er konnte seine gemeine Art auch in ihrer Gegenwart nicht verleugnen, aber dennoch schien er sich vor ihr zu fürchten und sie eine entschiedene Herrschaft über ihn auszuüben.

Sonst hatte er bei Tisch tranchirt und vorgelegt, jetzt that sie's; sie führte in ihrer bestimmten Art und Weise das Gespräch und richtete mehr an uns das Wort, als an ihn.

Mich redete sie auch ein paar Mal an, mußte aber wohl durch meine linkischen, verlegenen Antworten einen eigenen Begriff von mir bekommen und

schien es später aufzugeben, sich mit mir zu unterhalten.

Einige Wochen später, als ich's in meiner Einsamkeit und Abgeschlossenheit gar nicht mehr aushalten konnte, miethete ich mir eines Tages trotz der heftigsten Protestationen des Alten ein Clavier und brachte dasselbe sofort in meinem Zimmer unter. Jetzt konnte ich jeden Abend wenigstens in der Musik meinen Trost für das Heimweh finden und spielte wacker darauf los.

Da ließ sie mich plötzlich zum Thee einladen.

Ich war über die Einladung sehr erstaunt, nahm sie aber mit Freuden an und konnte den Abend kaum erwarten.

Der alte Herr benahm sich sehr seltsam dabei. Er schoß den ganzen Tag wie verrückt im Laboratorium und im Gewölbe herum und war wie ein Teufel hinter allen Leuten her. Alles zitterte und bebte vor ihm und seiner unbändigen Wuth, ich ging aber ganz ruhig zwischen all' dem Getobe und Getriebe durch; ich fürchtete mich gar nicht vor ihm, wohl aber fürchtete er mich.

Das ging aber so zu. Schon am zweiten Tage meines Aufenthaltes war er mir furchtbar grob gekommen und hatte auf eine höfliche geschäftliche Frage mir mit einem schmutzigen Wort geantwortet. Ich traute meinen Ohren kaum, ging aber dann ganz

ruhig auf ihn zu, blickte ihm fest in's Auge und sagte, ich sei bis jetzt eine solche Behandlung nicht gewohnt gewesen und werde sie mir auch von Niemand in der Welt gefallen lassen, am allerwenigsten aber von ihm.

Darauf war er aus dem Laboratorium gegangen, fluchend und schimpfend, wie's seine Art war.

Das war der Anfang. Eine Zeitlang hatte er mich in Ruhe gelassen, dann brach er abermals eine Gelegenheit vom Zaun, um wieder mit mir anzubinden. Ich war im Recht und begegnete ihm bescheiden, aber fest.

„Sie verfluchter, dummer Junge, wollen Sie mir in meinem eigenen Hause widersprechen!“ brüllte er auf einmal und schlug wie wahnsinnig auf den Tisch, daß die Flaschen in die Höhe sprangen und zusammenklirrten.

Kaum hatte er den „verfluchten dummen Jungen“ heraus, da war's auch mit meiner Geduld zu Ende, ich sprang hinter dem Tisch vor, nahm den ganzen Jammermann, wie er gewachsen war, vorn bei der Brust, hielt ihn in die Luft hinaus und schüttelte ihn derb ab, ohne viel dabei zu sprechen.

Das wirkte und seit der Zeit ließ er mich zufrieden.

Daß just an dem Tag, wo seine Frau mich einlud, wieder einmal der Teufel in ihn gefahren war, ver=

wunderte mich gar nicht, denn das kam sehr häufig vor, auch ohne bemerkbare Veranlassung.

Als er nach sieben Uhr zu mir in's Laboratorium kam und mir sagte: „Die Frau Apothekerin wartet schon lange mit dem Thee auf den Herrn", da merkte ich, was die Glocke geschlagen, sagte aber ganz ruhig: „Sie sind ja auch noch unten, Herr König."

„O, bei mir ist das was ganz Anderes. Ich werde nicht erwartet, ich bin nicht musikalisch", antwortete er höhnisch und schoß zur Thür hinaus. Ich ging dann hinauf, machte etwas Toilette und meldete mich dann unten. Die Frau Apothekerin sei in ihrem Zimmer, hieß es, und erwarte mich dort zum Thee. Ich trat zum ersten Mal in dies Zimmer.

Es ist mir, wie wenn's gestern gewesen wäre und Alles zieht wieder klar und deutlich an meinem Auge vorüber, während ich dies niederschreibe.

Wie ich in die Thür trat, sah ich Mathilden, die in einem Fauteuil vor einem kleinen Tisch saß, den Kopf auf den Arm gestützt. Ein offenes Buch lag vor ihr, aber ihre Gedanken schienen nicht beim Lesen zu sein. Das volle Lampenlicht fiel auf ihr Gesicht und umgab ihr blondes Haar mit goldenen Reflexen. Ihr Nachsinnen schien nicht gerade erfreulicher Natur zu sein, denn es zeigte sich in ihren Zügen etwas, wie eine große Ermüdung, eine unsägliche Abspannung und um ihren Mund zuckte es böse und finster.

Da sie im Nebenzimmer war, so hatte sie mein Klopfen und auch meinen Schritt auf dem weichen Teppich überhört. Erst mein Gruß weckte sie aus ihren Träumen.

„Sie werden sich über meine Einladung gewundert haben?“ sagte sie, „denken Sie sich aber nichts dabei, als daß ich den innigen Wunsch habe, Sie bei uns zu behalten. Mein Mann ist leider sehr wenig gesellig und so muß ich mir meine Leute selbst heraussuchen. Bei Ihnen hat meine Bitte, die Sie zu mir rief, aber noch einen besondern Grund. Ich sehe, daß das böse Heimweh über Sie kommt, daß Sie noch keine Gesellschaft gefunden haben und daß Sie fortwährend allein und traurig sind. Das taugt nicht.“

„Ueberdies ist doch auch etwas Egoismus dabei“, fuhr sie lächelnd fort, „ich habe Sie spielen hören, und da möchte ich Ihre musikalischen Kenntnisse ausbeuten und gern hin und wieder vierhändig mit Ihnen spielen — das heißt allzeit vorausgesetzt, daß es Ihnen angenehm ist.“

Ich stammelte einige nichtssagende Redensarten.

Sie nöthigte mich, Platz zu nehmen, dann schenkte sie mir Thee ein und fing an, mit mir zu plaudern.

Die Französinnen haben alle eine reizende Art und Weise, einen zum Plaudern zu bringen, und so fühlte ich mich denn auch sehr schnell neben der schönen Frau nicht allein glücklich, — denn das war ich immer ge-

wesen, wenn ich ihr Mittags stumm gegenüber saß, — sondern auch fröhlich und ungenirt.

Später gingen wir in den Salon hinaus, dort war ein prachtvoller Flügel, — das mußte man Herrn König lassen, so schmutzig und geizig er auch in Kleinigkeiten war, wo es auf Repräsentation ankam, sparte er nicht und seine Frau schien einen brillanten Geschmack zu haben, — und ein großer Vorrath von Musikalien. Wir wühlten die Noten nach Herzenslust durcheinander und legten uns eine Menge bei Seite, die wir spielen wollten.

Dann fingen wir an und es war sehr spät, als wir aufhörten. Der Flügel war vorzüglich und Frau König und ich fanden uns im Spiel fast gleich stark.

Es war gegen zwölf Uhr, als sie den Flügel schloß und mir dankte „für den genußreichen Abend“, wie sie sagte. Was sollte ich antworten! Wie hätte ich die Gefühle schildern sollen, die in mir wogten, als ich die drei Treppen zu meinem einsamen Zimmer hinanstieg.

Am andern Morgen war ich zur gewöhnlichen Zeit im Laboratorium. Es hatte kaum sechs Uhr geschlagen, da erschien der schmutzige, zerrissene Schlafrock des Herrn Königs schon in der Thür. Er hatte augenscheinlich gehofft, mich noch nicht zu finden. So aber grinste er mich nach seiner gewohnten unangenehmen

Manier an: „Haben sich gut amüsirt bei meiner Frau gestern Abend, hat lange gedauert Ihr Concert, he?“

Ich hätte den Menschen ohrfeigen können; schon der Ton, in dem er sprach, war eine Beleidigung für seine Frau und für mich. So aber mußte ich ruhig sein und dann meinen Aerger hinunterwürgend, sagte ich ganz gelassen: „Es war sehr freundlich von Frau König, mich einzuladen und ich weiß die Ehre zu schätzen.“

„Na, die Ehre werden Sie öfters haben, öfters haben, ist auch eine sonderbare Ehre für mich, eine sonderbare Ehre.“ Damit war er hinaus und ließ mich mit meinen Gedanken allein.

Es dauerte doch eine Zeitlang, bis mich Mathilde wieder einlud. Es war wie das erste Mal. Wieder war er nicht da, wieder spielten wir bis fast Mitternacht. Von da an wiederholten sich die Einladungen öfter und nach und nach war ich regelmäßig einen um den andern Tag oben und an ein Zurückgehen nach Deutschland dachte ich längst nicht mehr.

Wir sprachen uns übrigens nie über unsere gegenseitigen Verhältnisse aus. Ich fühlte nur zu gut, wie Mathilde unter dem Druck dieser Ehe leiden mußte, obwohl niemals die leiseste Klage über ihre Lippen ging. Ich fühlte auch wohl, daß sie recht gut wußte, was ich für sie empfand, ja ich mußte annehmen, daß sie meine Gefühle theile, aber nie war ein Wort über

unsere Lippen gekommen, nie hatten wir uns ein Geständniß gemacht.

Wenn wir so Abends am Flügel saßen, — er war merkwürdiger Weise nie dabei und mied absichtlich unsere Gesellschaft, — da ereignete es sich während des Spiels oft, daß unsere Hände sich auf den Tasten berührten und dann war mir's, als ob electrische Flammen von ihr zu mir herüberzuckten, und wenn wir zuweilen in derselben Tonlage zu spielen hatten und ihr schöner Körper sich dicht an mich schmiegte, dann meinte ich, ich müßte sie an mein Herz reißen und sie mit Küssen bedecken und ihr sagen: „Siehst Du denn nicht, wie ich leide, siehst Du denn nicht, wie lieb ich Dich habe!"

Aber wenn diese Gefühle so gar mächtig in mir waren und ich schaute ihr in die großen, klaren Augen, dann mußte ich meine Blicke niederschlagen und ihr fast Abbitte leisten, ob meiner frevlen Gedanken. —

Herr König mußte oft auf seine Filiale hinüber reisen und blieb dann gewöhnlich mehrere Tage aus. Zu solchen Zeiten wurde ich nicht eingeladen. Und wenn er nicht da war, dann schien Mathilde ordentlich etwas darin zu suchen, gegen mich recht kühl und gemessen zu sein. Wir sahen dann einander nur bei Tisch und da richtete sie selten das Wort an mich.

So kam's, daß während das ganze Haus jubelte,

wenn unser Tyrann fort ging, ich allein mißvergnügt über seine Abwesenheit war.

Diesmal mußte er länger ausbleiben, da man drüben die Visitation erwartete und dieselbe möglicherweise schon in nächster Woche, ebensogut aber auch in vierzehn Tagen kommen konnte.

Ich hatte für den Fall seiner Abwesenheit immer das Provisorat, und er wußte, daß er sich auf mich verlassen konnte.

Die vierzehntägige Verbannung aus dem Salon fiel mir schwer auf's Herz und ich war am ersten Tage seiner Abwesenheit bei Tisch sehr mißmuthig und verstimmt.

Mathilde war mir gegenüber stumm und kalt wie immer zu solchen Zeiten — meine Leidenszeit hatte wieder angefangen und durfte diesmal länger dauern wie gewöhnlich.

Wie war ich aber überrascht und hoch erfreut, als das Dienstmädchen Abends erschien und mich bat, meinen Thee oben bei Madame zu trinken.

Als ich eintrat, gab mir Mathilde die Hand, was sie sonst nie gethan. Schon als ich die süße, kleine Hand in der meinen fühlte, hätte mich beinahe die Besinnung verlassen und ich wäre ihr fast zu Füßen gefallen.

Sie war stiller und nachdenklicher als sonst.

Als wir am Flügel saßen, merkte ich an ihrem

Spiel, daß sie zerstreut war. Oftmals hoben schwere Seufzer ihren Busen und auch ich fühlte mich an diesem Abend merkwürdig beängstigt und gepreßt; es war wie ein großes Unglück, das über mir hing. Ja wohl ein Unglück!

Mathilde liebte die Blumen und im Salon war eine förmliche kleine Orangerie. Niemals dufteten mir die Blumen süßer und betäubender, wie an diesem Abend, niemals erschien mir das Licht der Lampe so gedämpft, der Ton des Flügels so sehnsüchtig lockend, das schöne Weib neben mir so reizend, so wunderbar, so dämonisch schön und verführerisch.

„Ich kann nicht spielen, ich weiß nicht, wie mir heute Abend ist, ich bin krank, ich habe Unrecht gehabt, daß ich Sie zu mir gebeten, Gustav!"

Es war das erste Mal, daß sie meinen Namen aussprach, und wie klang das „Gustav" von ihren Lippen!

Als sie so plötzlich vom Flügel in die Höhe sprang, schaute ich verwundert zu ihr auf. Wie war sie so schön, so unsagbar schön, wie sie so vor mir stand und mich vorwurfsvoll ansah.

Ich konnte nichts auf ihren Selbstvorwurf erwidern und ließ die Hand leise über die Tasten gleiten; ich weiß nicht, wie's kam, daß mir die Melodie eines alten schottischen Volksliedes in die Finger glitt:

„Weißt Du wohl noch, was Du einst mir gesagt?
— Lang ist es her, lang ist es her.
Als Du dereinst Dein Leid mir geklagt,
— Lang ist es her, ach gar lang!" — —

Ich war noch nicht fertig mit dem Liede, so hörte ich Mathilde schluchzen und wie ich erschrocken aufsprang und zu ihren Füßen stürzte und wie sie die Arme um mich schlang und sagte: „Ach, Gustav, was hast Du aus mir gemacht, warum mußte ich Dich so lieb, so lieb gewinnen?" und wie dann unsere Thränen mit unsern heißen Küssen zusammenflossen — wer kann das Alles schildern? Wer kann sie beschreiben, die junge volle Seligkeit des ersten Kusses, wer ihn festhalten, den Ton des ersten „ich habe Dich lieb, ach ich habe Dich gar so lieb" —?!

Mit diesem Abend war unser Schicksal entschieden.

König blieb längere Zeit aus, als wir dachten, ich war jeden Abend bei Mathilde.

Wir waren Beide jung, heiß jagte das Blut in unseren Adern, die Liebe wohnte in unseren Herzen; — wir gehörten bald ganz einander an.

Wunderbar differirten unsere beiden Charaktere in Beurtheilung unserer Zukunft. Ich hielt unsere Liebe für ein großes Unglück, hielt es für meine Pflicht, jetzt mich für immer von Mathilde zu trennen, um nach bekannter deutscher Art mein Glück in Entsagung zu finden.

Als ich davon anfing, hörte Mathilde eine Weile ruhig zu, aber für unsere deutsche Art und Weise schien die Französin nicht das geringste Verständniß zu haben. Sie richtete sich aus meinen Armen auf, schaute mir eine Weile ruhig in die Augen, dann strich sie nach ihrer gewohnten Art mir das Haar aus dem Gesicht: „Was sind das für Dummheiten, Gustav? Es ist Dein Ernst nicht, von mir fortgehen zu wollen, denn Du weißt, ich würde sterben und Du könntest auch nicht ohne mich leben. Nein, nein, liebes Herz, wir gehören zusammen und bleiben zusammen das ganze Leben hindurch, das ganze Leben hindurch", wiederholte sie nachdenklich.

„Aber Dein Mann!"

„Du sprichst natürlich mit König, das versteht sich von selbst, er wird froh sein, mich auf gute Manier los zu werden, ich war ihm ja nie etwas anders, als das theuerste Möbel in seinem Hause."

In diesen Gedanken hatte sie sich vollständig hineingelebt, sie glaubte fest, ihr Mann werde sie gleichsam freiwillig an mich abtreten. Ja sie ging in ihren Illusionen so weit, daß sie genau den Theil ihres Vermögens berechnete, den er ihr mitgeben mußte. Damit konnten wir überall hin und ein anderes Leben anfangen; vorläufig ging aber unser Plan auf Ober-Italien, an einem der herrlichen Seen, dort wollten wir uns eine Apotheke kaufen und ruhig und glücklich leben.

O die schönen Träume, diese glücklichen Tage verbotener Liebe! —

Es sollte Alles, Alles so ganz anders kommen. Er war zurückgekehrt, wüthend über seine gezwungene längere Abwesenheit, boshafter und höhnischer als er je gewesen.

Geschäftlich konnte er mir nichts anhaben, obwohl er augenscheinlich nach irgend einem Vorwande suchte, um mit mir einen guten Scandal anzufangen; vielleicht ahnte er, daß ich ihm jetzt nicht mehr so gegenüber treten konnte, wie früher.

Er suchte aber vergeblich. Wie das Wiedersehen zwischen ihm und seiner Frau war, weiß ich nicht; ich kannte Mathildens Energie und fürchtete, daß sie möglicherweise gleich selbst eine Scene provociren werde, um ihm zu erklären, was sie ihm erklären wollte. Es schien aber doch nicht so weit gekommen zu sein, denn unser Mittagsessen war wie gewöhnlich.

Mathilde hatte nur einen Blick für mich, aber aus diesem Blick heraus las ich, daß sie ihm noch nichts gesagt haben konnte.

Am Nachmittag kam Besuch; es waren Verwandte, die ein paar Tage blieben. Ein Professor aus Genf mit seiner Frau, sehr liebenswürdige Leute. Am nächsten Abend, — man konnte bereits wieder im Freien sitzen, denn der Frühling hatte sein Reich mit aller Energie begonnen, — wollte man das Souper

in einem kleinen Dörfchen am See, was wegen seiner vorzüglichen Fische berühmt ist, einnehmen. Ich hatte meinen freien Nachmittag und Mr. König lud mich selbst ein, mit an dem Souper Theil zu nehmen.

Es führte ein reizender Weg beständig am blauen See entlang unter hochstämmigen Platanen, die ihr grünes Blätterdach so dicht ausbreiteten, daß kein Sonnenstrahl hindurch kann, in anderthalb Stunden nach diesem Dörfchen, das nur aus einigen wenigen Fischerhütten besteht, die sich dicht an den See malerisch hingelagert haben. Noch hinter diesen ist das Wirthshaus, dessen hauptsächliche Anziehungskraft einmal in dem wunderbar schön situirten Garten, der sich längs des See's ausbreitet und von dem aus man eine herrliche Aussicht auf die Stadt genießt, sodann aber in seinen vorzüglichen Fischen, „Fera“ genannt, und einem eigenthümlichen Wein besteht, der nur hier in der Gegend gebaut und consumirt wird, und nach einem Hügel, auf dem er gebaut wird, den Namen le petit naquille führt.

Hier ließen wir uns, so lange es noch Tag war, am See nieder, und zogen uns gegen Abend erst, als es kühl wurde, in ein kleines Gartenhaus zurück, wo für uns ein Fischsouper servirt war. Während die ganze Gesellschaft am Nachmittage Kaffee genommen, hatte Mr. König allein schon mit Wein angefangen, und als wir zum Souper gingen, erregte mir sein

Zustand bereits Bedenken. Man kann zwar von diesem petit naquille ziemlich große Quantitäten trinken, ohne berauscht zu werden, aber er macht die friedfertigsten Leute zankfüchtig, wie viel mehr denn einen Menschen wie diesen, der an diesem Abend jedenfalls die Absicht hatte, Scandal zu suchen. Zuerst versuchte er, sich an mir zu reiben, was er lange nicht gethan hatte und ging dabei in seiner gewohnten Manier so derb und gemein zu Werke, daß ich längst der Sache ein Ende gemacht haben würde, wenn — wenn ich ihm hätte wie früher unter die Augen treten können.

Glücklicherweise saß Mathilde mir gegenüber und ihr bittender Blick trug nicht wenig dazu bei, meine Geduld mir zu bewahren. Beim Souper war es schon gar nicht mehr mit ihm auszuhalten, er aß und trank unmäßig und jedes Wort von ihm war eine Beleidigung für die ganze Gesellschaft.

Der Professor winkte mich bei Seite, um mit mir zu besprechen, wie wir Herrn König auf gute Manier fortbrächten, da seine Gesellschaft für die Damen geradezu unmöglich wurde.

Kaum hatten wir ein paar Worte mit einander gesprochen, so hörten wir von unserm Tische her lautes Geschrei und wie wir hineilten, sahen wir, daß der Wahnsinnige seine Frau zu Boden geworfen, mit Füßen trat und mit den Fäusten in's Gesicht schlug.

Er war wie toll und rasend und wir, Beide doch starke Männer, konnten seiner kaum Herr werden und die Unglückliche vor weiteren Mißhandlungen schützen.

Die Professorin erzählte, daß er, als ich aufgestanden, mir ein gemeines Schimpfwort nachgerufen und auf unwürdige Weise gedroht habe. Mathilde habe zum ersten Mal an diesem Abend das Wort an ihn gerichtet und ihn gebeten, in seinen Ausdrücken vorsichtiger zu sein. Darauf sei er noch gemeiner geworden und zwar direct gegen sie und mich, und als Mathilde darauf die Professorin aufforderte, mit ihr den Tisch zu verlassen, da ehrbare Frauen dergleichen nicht mit anhören könnten, da sei er zu ihr hingesprungen, habe sie vom Stuhl gerissen und gemißhandelt, bis wir dazwischen gekommen.

Seine Betrunkenheit hatte sich inzwischen zur Bewußtlosigkeit gesteigert. Wir mußten ein Fuhrwerk aufsuchen, um ihn heimfahren zu lassen, ein anderes brachte uns zu Hause. Unterwegs wurde wenig gesprochen, Mathilde war ganz stumm. —

Am Tage nachher starb Mr. König, der aus seinem Rausch nur zu einem furchtbaren, aber ganz kurzen Unwohlsein erwachte.

Der Arzt schrieb den ebenso schnellen, als bei dem sonst gesunden Mann unerwarteten Tod der Unmäßigkeit im Essen und Trinken und dem gehabten Aerger, der ihm natürlich nicht verschwiegen worden, um so

mehr zu, als gerade zu dieser Zeit mehrfache sporadische Fälle von Cholera auch in dieser Gegend vorgekommen waren.

Unser ganzes Haus athmete auf, als der Wütherich gestorben war und die Theilnahme an dem Ereigniß war von Seiten der ganzen Stadt, die diese unglückliche Ehe längst gekannt und Mathilde beständig bedauert hatten, eine sehr große.

Nur ich konnte mich des plötzlichen Wechsels der Dinge, der gerade doch für mich von so unendlichen Folgen sein mußte, nicht recht freuen und wußte überhaupt nicht, was jetzt thun. Mathilde hatte ich in den letzten schweren Tagen fast gar nicht und wenn doch einmal — nur auf Augenblicke gesehen, aber nicht gesprochen.

Dann überlegte ich mir Alles reiflich und ich kam endlich — Gott weiß wie — zu dem Entschluß, daß ich jetzt unter allen Umständen fort müsse, und daß ich mit Mathilden nicht länger mehr unter einem Dache wohnen könne.

Ich ließ mich bei ihr melden.

Sie kam mir mit ausgestreckten Händen entgegen: „Ach, endlich kommst Du doch zu Deiner Mathilde?“

Ich stand stumm und wußte nicht, was antworten. Ich hatte geglaubt, sie werde mich steif und förmlich empfangen, sie werde vielleicht alles zwischen uns Vor-

gefallene zu negiren suchen; — aber nein, sie war ganz die Alte.

Wie ich zu diesem tollen Gedanken kam, ist mir heute noch ein Räthsel.

Ich brachte verlegen vor, was ich gewollt.

Sie hörte mich lächelnd an: „Du willst also fort, Gustav, Du, gerade Du, der in jetziger Zeit meine einzige Stütze sein sollte, Du willst mich verlassen? Und weshalb? Hat denn König's Tod zwischen uns etwas zum Schlimmen verändert und nicht Alles zum Guten? Jetzt bist Du mein und keine Macht der Welt soll Dich mir entreißen. Nicht wahr, es ist wieder eine von Deinen tollen deutschen Ideen? Mein guter Ruf und der Anstand und was weiß ich verbietet Dir, mit mir unter einem Dache zu wohnen, Dein Herz weiß nichts davon, nicht wahr, Gustav, sondern nur Dein Verstand, Deine deutsche Prüderie hat Dir solche Dummheiten eingegeben?" Dabei schmiegte sie sich an mich und schaute mir so gut und lieb in die Augen.

Ich setzte ihr nun weitläufig auseinander, daß ich nur fortgehen wolle, um wieder zu kommen, wenn es schicklich sei und daß ich doch fort müsse, um meine Eltern von meiner Lage zu benachrichtigen und sie zu bitten, mir mein Vermögen ausfolgen zu lassen, damit ich anständig um sie werben könne.

„Nichts da, Gustav, Gott bewahre, Du bleibst.

Du bist mein Provisor und ich bin Dein Principal und Du bist mir Gehorsam schuldig. Du kannst Dir aber denken, daß ich mir Alles das selbst gesagt und bedacht habe und daß es mir nicht weniger um meinen guten Ruf zu thun ist, wie Dir. Hier liegt die Antwort von meiner Tante aus Yvorne auf einen Brief, in dem ich sie den Tag nach Königs Tode bat, zu mir zu kommen und meinen Haushalt zu führen.

„Morgen trifft sie ein, mit ihr ihre Tochter, ein junges, hübsches Mädchen, dann haben wir eine alte und zwei junge Damen im Hause und dann kann kein Mensch mehr etwas sagen. Im Uebrigen bleibt Alles wie früher. Du thust Deine Schuldigkeit im Laboratorium und in der Apotheke und ich im Hause, und das Trauerjahr wird schnell vorübergehen, wenn wir Beide recht fleißig sind. Und in vier Wochen spielen wir wieder, nicht wahr?“

„Und nach dem Trauerjahr?“

„Nach dem Trauerjahr sehe ich zu, daß ich mich wieder verheirathen kann“, sagte sie lächelnd, „und dann brauche ich keinen so pedantischen deutschen Provisor mehr. Jetzt geh' aber wieder fort, Gustav, damit die Leute nichts zu schwätzen haben.“

So ging ich wieder hinunter. Vom Fortgehen nach Deutschland war natürlich keine Rede mehr, und mehr und mehr fühlte ich, daß sich's als Franzose auch leben lasse.

Ich ward von der Regierung zum Provisor ernannt, was gar keine Schwierigkeiten hatte, da ich die betreffenden Examina abgelegt und schon zu Lebzeiten König's während seiner Reisen als solcher fungirt hatte.

Die neue Herrschaft, die unbegrenzte Freiheit that mir auch wohl, noch mehr aber die sichtbare Liebe und Achtung, mit der meine bisherigen Collegen sich mir unterordneten.

Alles betrachtete mich als Herrn, während noch Niemand daran dachte, daß ich die Wittwe heirathen werde.

Die Tante rückte auch ein, mit unzähligen Kisten und Kasten und einer allerliebsten Tochter.

Caroline war wirklich ein reizendes Mädchen.

Ungefähr neunzehn Jahre alt und Mathilde im Gesichte etwas ähnlich, war sie im Sein und Wesen das complete Gegentheil von ihr.

Mathilde mußte ganz besonders angeregt sein, wie z. B. jenen Tag auf unserer Belle vue, um aus sich herauszugehen, während sie sich sonst gleich bleibt in ihrer stillen, sinnigen Weise.

Caroline war pikant im höchsten Grade, immer geistreich, immer sprühend, immer munter und ewig neckend.

Sie brachte das ganze Haus in Bewegung und hatte eine wahrhaft kindische Freude an einer gewissen

Allgegenwart; immer wenn man sie am allerwenigsten erwartete, erschien sie plötzlich und in diesem quecksilbernen Wesen, in dieser ewigen Unruhe, in dem fortwährenden Kommen und Gehen hatte sie Aehnlichkeit mit dem verstorbenen König.

Durch ihr lebendiges Wesen kam aber auch in unser stilles Haus neues Leben hinein, der kleine Kobold brachte Alles in Bewegung, sogar mich, der ich doch sonst ziemlich schwerfällig und nicht jedem Eindruck zugänglich bin.

Sie hatte von Anfang an eine gewisse Zuneigung zu mir gefaßt und war mehr im Gewölbe und im Laboratorium, als mir gerade lieb war; schon um Mathildens willen, die, obwohl sie nie ein Wort darüber äußerte, doch zuweilen die Augenbrauen zusammenzog, wenn sie Caroline schon wieder unten bei mir fand.

So lebten wir stille, glückliche Wochen dahin, da kamst Du ganz plötzlich und am Tage vorher war Caroline mit ihrer Mutter nach Yvorne zurückgereist, um dort eine kleine Erbschaft zu erheben.

So kam's, daß Du sie nicht gesehen hast.

Wie glücklich wir damals waren, brauche ich Dir nicht zu sagen, Du hast's ja mit erlebt.

Als uns nun vor wenigen Wochen des Priesters Hand am Altar verband, so daß mir meine Mathilde nun auch gesetzlich und vor der Welt angehören durfte,

da hatte ich eigentlich gar nichts mehr zu wünschen, als ein recht, recht langes Leben, um das Glück an ihrer Seite ganz und voll genießen zu können.

So gern ich nun auch in der Erinnerung dieser ersten seligen Tage und Wochen schwelgen möchte, so will ich doch darüber weggehen. Du würdest es ja nicht verstehen, wenn ich Dir sagen wollte, daß Mathilde, als sie meinen Namen trug, wieder eine ganz Andere wurde und nun erst mir das ganze Verständniß ihrer Liebe zu mir aufging. Sie wich buchstäblich von unserer Trauung an nicht von meiner Seite und unser Leben war im eigentlichsten Sinne des Wortes ein Doppelleben geworden. Selbst im Geschäft, im Laboratorium ging sie nicht von mir und wir machten alle meine Präparate zusammen.

Sie war glücklich, wenn sie mir eine Handreichung leistete, und hatte ich einen Wunsch, den sie errathen konnte, oder gar eine Bitte an sie, so hättest Du die Freude von ihr sehen sollen. Dabei war sie eifersüchtig auf Alles, was mich umgab und was meine Aufmerksamkeit von ihr abzulenken im Stande war. Sie haßte meine wissenschaftlichen Bücher, weil wir sie nicht zusammen lesen konnten.

Mitten in dies selige Liebesleben hinein fiel Caroline, die allein von Yvorne zurückkam, um ihre Sachen, die noch bei uns waren, zu holen.

Wir glaubten Beide, sie werde am andern Tage

schon wieder abreisen, aber sie blieb Tage, Wochen, Monate.

So sehr nun auch Mathilde das Bleiben der schönen Cousine mißfiel, so konnten wir sie doch nicht fortjagen und ich hätte auch entschieden dagegen protestirt, weil ich den kleinen Kobold gar zu gern hatte. Ich sagte dies auch meiner Frau ganz offen, als sie eines Tages mit nicht zu freundlichen Ausdrücken über Carolinens verlängerten Besuch sprach.

Sie sah mich mit großen Augen an, schwieg aber und entfernte sich bald. Von diesem Gespräch an datirt sich der erste Riß in unsere Liebe. Sie war gut und freundlich, auch leidenschaftlich liebevoll gegen mich, wenn wir allein waren, aber es lag doch etwas zwischen uns, was nicht sein sollte, und was ich mir Anfangs nicht erklären konnte, bis ich bemerkte, daß Mathilde Caroline und mich beobachtete.

Sie kam nicht mehr wie sonst in's Geschäft oder in's Laboratorium, während der kleine Kobold noch immer sein größtes Vergnügen daran hatte, immer bei mir zu sein.

Ohne daß irgend etwas vorgefallen wäre, sah ich doch, daß Mathilde je länger, je mehr litt. Ihre Augen waren ermüdet und hin und wieder roth, als wenn sie geweint habe, sie wurde stumm und wortkarg auch gegen mich.

Das durfte nicht länger so fort gehen und ich

nahm mir fest vor, der Sache so oder so ein Ende zu machen.

Entweder wollte ich mich meiner Frau gegenüber offen aussprechen, oder Carolinen geradezu sagen, daß sie nicht länger bei uns bleiben könne, da ihr Besuch mein eheliches Glück gefährde.

So oft ich aber auch ansetzte, ich hatte den Muth nicht. Mathilde wich mir geradezu aus und wenn ich mit Caroline ernsthaft sprechen wollte, so sah die mich mit ihren großen, fragenden Augen an, oder lachte mir in's Gesicht und da war's wieder nichts.

Es war und blieb aber ein unerträglicher Zustand, der irgendwie mit einer Katastrophe enden mußte und die blieb wirklich nicht aus.

Eines Abends trat ich in die Wohnstube. Caroline stand am Fenster und schaute hinüber auf die Firnen, die just zu glühen anfingen.

„Wo ist Mathilde?" fragte ich.

„Eben ist sie nach unten gegangen, ich glaube, sie will nach den Spargeln im Garten sehen", sagte sie und trommelte leise an die Fensterscheiben, ohne sich nach mir umzuwenden.

Ich trat zu ihr hin und setzte mich auf den Stuhl in der Fensternische; jetzt oder nie war der Augenblick, mit ihr ernsthaft zu sprechen..

Ich faßte ihre Hand, sie ließ sie mir willig: „Caroline,

liebes Kind, schon längst wollte ich einige ernsthafte Worte mit Dir sprechen."

„Jetzt wirst Du auch noch ernsthaft, Onkel Gustav", schmollte sie. „Mathilde ist schon so feierlich gegen mich, und wenn Du auch noch anfängst, was soll dann daraus werden. Es ist so jetzt langweilig bei Euch, gar nicht mehr wie im vergangenen Jahr, da war Mathilde ganz anders, und Du auch, Onkel Gustav!"

„Das hat Alles seine Ursachen, liebes Kind."

„Also Du leugnest es doch nicht, daß Mathilde anders gegen mich ist, als sie war?! Aber was habe ich denn gethan, Onkel Gustav?"

„Das will ich Dir sagen, Caroline. Mathilde ist krank. Sie muß nervenleidend sein, anders kann ich mir ihre große Reizbarkeit nicht erklären. Und nur diese Krankheit kann es entschuldigen, daß sie findet —"

„Was findet sie?" fragte Caroline und schaute mich groß an.

Die prächtigen Augen des Mädchen brachten mich total aus der Fassung, ich suchte vergebens nach Worten.

„Sie findet, daß Du, daß ich — mit einem Wort, ich fürchte, Kind, Mathilde ist eifersüchtig auf Dich."

„Eifersüchtig und auf mich? Ja, weshalb denn, Onkel Gustav? Ich darf Dich doch lieb haben, wir sind ja verwandt mit einander. Und warum sagt mir Mathilde das nicht selbst, das ist sehr, sehr unrecht von ihr."

Ihre Augen füllten sich mit Thränen, und sie schluchzte bitterlich.

„Sieh, Caroline, es hat mir schon längst auf dem Herzen gelegen, Dir Alles das sagen zu müssen, aber ich konnte nicht. Ich habe mich so gewöhnt an Dich, an Dein freundliches Lachen, an Deine Neckerei, an Dein Dasein, daß ich mich selber nicht dieser Freude berauben konnte, und doch muß es sein."

„Das heißt, Onkel Gustav, Du schickst mich fort von Euch, ich soll Euch verlassen?" fragte sie heftiger weinend.

Ich nickte stumm bejahend mit dem Kopf.

„Aber ich kann ja nicht, Onkel Gustav, ich kann nicht fort von Dir. Siehst Du, ich habe Dich gar so lieb, so lieb; ich müßte sterben, wenn ich Dich verließe. Behalte mich bei Dir, jage mich nicht fort!"

Und damit warf sich das thörichte Mädchen an meine Brust — sie wäre zu Boden gefallen, wenn ich sie nicht in meinen Armen aufgefangen.

Wie selbstvergessen neigten sich meine Lippen auf ihr duftiges Haar im leisen Kuß, und das leidenschaftliche Kind schlang ihre beiden Arme um meinen Hals und küßte mich fort und fort unter heißen Thränen.

In diesem Momente öffnete sich die Thür und Mathilde trat ein, bebte aber wie vor dem Haupte der Medusa zurück, als sie Caroline in meinem Arm

sah. Im gleichen Augenblick war sie verschwunden, ihre plötzliche vorübergehende Erscheinung hatte aber vollkommen genügt, um mich wieder zur Vernunft und Besonnenheit zurück zu bringen.

Ich legte das arme Mädchen, das noch immer außer sich war, auf das Sopha und suchte es nach Kräften zu beruhigen.

Lange wollte es mir nicht gelingen, seine Thränen zu stillen, bis es endlich nach vielem, vielem Zureden mir versprach, morgen abzureisen.

Jetzt mußte ich Mathilde aufsuchen, die jedenfalls von unserer Scene von vorhin einen eigenthümlichen Begriff haben mußte. Ich war so sicher im Gefühle meiner Unschuld, daß ich glaubte, meine einfache Erklärung des Vorgefallenen werde Mathilde beruhigen und die Nachricht von Carolinens Abreise werde sie sogar freuen.

Ich suchte sie überall. Endlich fand ich meine Frau in ihrem kleinen Zimmer, demselben, wo sie mich zuerst empfangen. Sie saß in ihrem Fauteuil am Fenster und schaute stumm in die Nacht hinaus. Im Zimmer brannte kein Licht, und sie schien die ganze Zeit im Finstern gesessen zu haben. Auf mein Rufen, das sie von unten gehört haben mußte, antwortete sie nicht, und selbst, als ich näher trat und die Hand auf ihre Schulter legte, zuckte sie zwar zusammen, aber sie sprach nicht und kehrte sich nicht um.

Ich redete dann ruhig in sie hinein und erzählte ihr Alles, verschwieg keinen Umstand, nicht ein Wort von meinem Gespräch mit Carolinen — sie regte sich noch immer nicht, es war, als wenn ich zu einer Marmorstatue spräche.

„Warum antwortest Du mir nicht, Mathilde?“ fragte ich endlich, gereizt durch dies unnatürliche Stillschweigen.

„Es ist doch recht hübsch von Dir, daß Du mich noch einer Lüge für werth hältst, Gustav“, sagte sie endlich mit einem unnatürlich scharfen Ton, dabei immer gerade vor sich hin sehend.

„Du glaubst mir nicht, Mathilde? Ja, um Gotteswillen, was habe ich Dir denn gethan, daß Du kein Vertrauen mehr zu mir hast; was kann ich dafür, daß Caroline so ein thöricht Mädchen ist?“

„Sei vernünftig, liebe Mathilde“, fuhr ich ernster fort. „Nimm doch die Sachen, wie sie sind und quäle Dich nicht mit Hirngespinnsten herum, die nie, niemals Wahrheit werden können. Glaube an mich und meine Liebe, wie ich an Dich glaube.“

Ich erwartete ein freundliches Wort von ihr zu hören, ich glaubte, sie werde sich in meine Arme werfen, wie schon oft — aber nein, sie blieb starr und eisig nach wie vor.

Jetzt fing ich an, mich zu ärgern über ein Benehmen, das ich für kindisch hielt. Ich nahm meinen

Hut und sagte im Gehen zu ihr: „Es ist das erste und hoffentlich das letzte Mal, daß Du mich durch Deine Unart aus dem Hause treibst. Komme ich zurück, so hoffe ich Dich vernünftiger zu finden."

Ich ging in die Apotheke hinunter und von da in eine Restauration, wo eine Menge bekannter Herren mich jubelnd als neugebornen Kneipenbruder, der endlich die Flitterwochen überstanden, begrüßten.

Ich spielte mehrere Partien Billard, und es mochte wohl nach Mitternacht sein, als ich heimging. In Carolinens Zimmer war noch Licht. „Da quält sich auch ein armes Herz mit seinem ersten Leid herum und findet die Ruhe nicht", sagte ich seufzend. In unserm Schlafzimmer dagegen war es dunkel. Mathilde hatte sich schon niedergelegt und mußte viel geweint haben; aber mitten in ihrem Schmerz hatte der Alles heilende Schlaf sie sanft berührt und sie war eingeschlummert, während noch die Thränen an ihren Wimpern hingen.

Ich legte mich gleichfalls nieder, aber die Aufregungen des Tages ließen mich nicht zur Ruhe kommen und schlaflos warf ich mich auf meinem Lager herum. Auch Mathilde schien unruhig zu träumen und seufzte mehrmals tief, tief auf.

So lag ich stundenlang in einem unerquicklichen Halbschlummer, da hörte ich meinen Namen „Gustav, Gustav."

Ich richtete mich erschreckt auf, wer konnte das sein? Wieder hörte ich meinen Namen, dies Mal unmittelbar neben mir. Kein Zweifel mehr, es war Mathilde, die im Schlafe sprach.

Unwillkürlich horchte ich. Sie schien in schweren Träumen zu liegen, und die Worte rangen sich langsam und wie zaudernd von ihren Lippen los.

„Du darfst Caroline nicht küssen, Du darfst nicht, Du sollst nicht! Mein gehörst Du, ich habe Dich theuer erkauft. Du darfst nicht lachen, wenn ich weine. Wenn Du sähest, wie mir mein Herz blutet. Ach, Du weißt ja nicht, was ich für Dich gethan habe. Du siehst ihn nicht, wenn er kommt, alle Tage, alle Tage! Und immer trägt er das dreieckige Fläschchen in der Hand und riecht daran! O mein armes Herz, warum alle diese Qualen. Warum hatte ich nicht Geduld, warum mußte ich Dich so lieb haben, Gustav?!“

Erstarrt richtete ich mich im Bett in die Höhe. Jedes Wort fiel wie Gift in mein zuckendes Herz. Was war das? Doch nein, fort mit dir, Wahnsinn, Ausgeburt der Hölle, meine Mathilde ist rein, rein von jedem Frevel, böse Träume haben sie gequält. Nichts anders!

Ich weckte sie. „Du scheinst schwere Träume gehabt zu haben, liebes Herz“, sagte ich ihr, als sie erstaunt die großen Augen auf mich richtete, „und

hast im Schlaf geseufzt und geweint, deshalb habe ich Dich geweckt."

„O, wenn Du bei mir bist, Gustav, dann ist ja Alles gut." Sie schlang ihre Arme um meinen Hals, legte ihren blonden Kopf an meine Schulter und schlief wieder ein, diesmal mit einem glücklichen Lächeln auf den Lippen. Wie bat ich ihr meinen wahnsinnigen Verdacht ab, der allerdings nur auf Momente, aber mit einer furchtbaren Stärke durch ihre seltsamen Worte in mir erweckt worden war.

Am andern Tag reiste Caroline ab, sie ließ sich trotz Mathildens Bitten nicht halten, und es war auch besser so. Sie weinte viel beim Abschiede, das arme Mädchen, vielleicht ahnte sie, daß sie mich nicht wiedersehen werde?!

Nach ihrem Fortgang lebten wir wieder still und äußerlich glücklich dahin. Leider nur äußerlich, denn die räthselhaften Worte, die Mathilde in jener verhängnißvollen Nacht gesprochen, hatten einen Stachel in meiner Seele zurückgelassen, der mich immer wieder auf's Neue peinigte. Aber je mehr diese Qualen in meiner Brust wühlten, je ängstlicher wachte ich darüber, daß Niemand sie mir anmerken möge, am allerwenigsten aber Mathilde.

Und gerade bei der war alle meine Sorgfalt vergebens, denn ich ertappte sie auf sorgenvollen Blicken, die sie auf mich richtete, die Röthe floh von ihren

Wangen, und sie sah bleich und kummervoll aus, trotzdem sie in ihrem Betragen sich immer gleich blieb und die glücklichste Frau zu sein behauptete. So spielten wir Beide eine unwürdige Comödie mit einander, als eines Tages der Reisende einer großen Droguenhandlung von Lyon, die der Apotheke hauptsächlich alle Droguen lieferte, bei uns eintraf. Der Verkehr meiner Officin mit diesem Hause war ein sehr großer und die Ankunft dieses Reisenden, eines ältern Herrn, der seit langer Zeit alljährlich einmal zu uns kam, eine Art Ereigniß. Er blieb mehrere Tage, hatte sein eignes Zimmer und nahm allemal bedeutende Geldsummen und große Bestellungen mit sich fort.

Bei seiner Anwesenheit wurde die ganze Apotheke durchgesehen und alle Defecte ihm zur Ergänzung aufgegeben.

Diese Arbeit machte ich heuer zum ersten Male als Eigenthümer der Apotheke, und sie zerstreute mich ungemein. Der Reisende, der Mathilde schon als Kind gekannt, war sehr gesprächig und liebenswürdig und heiterte uns Alle, namentlich meine Frau sehr auf.

Am zweiten Tage, als wir mit einander oben auf dem Kräuterboden waren, sagte er plötzlich zu mir: „Apropos, da hätte ich beinahe vergessen, mich nach meinem Coniin zu erkundigen, das ich Mr. König dagelassen hatte. Er sagte damals schon, er wolle das

verfluchte Gift nicht behalten und hat es nur auf mein Bitten, weil mich das verfluchte Gift auf der Reise genirte, mir aufbewahrt. Sie werden es auch wohl schwerlich gebrauchen, und da will ich das Flacon wieder mitnehmen; es ist sehr theuer, und ich bringe es vielleicht bei einem Professor in Genf an, der viel mit Giften experimentirt."

„Haben Sie Coniin da gehabt?" fragte ich, „das habe ich wahrhaftig nicht gewußt. Aber wenn's da war, muß es sich doch finden, wir kommen jetzt ohnedies an den Giftschrank. Mich wundert nur, daß ich das Coniin nie gesehen habe, während ich doch des Tages so und so oft den Giftschrank auf- und zuschließe. Mich hätte es ohnedies interessirt, das Gift zu sehen, das seit dem Dr. Jahn'schen Proceß so berühmt geworden ist."

„Was war das für ein Fall?" fragte Mr. Picard, „Sie wissen, ich interessire mich sehr für alle Criminalprocesse und die Vergiftungen, oh, die Vergiftungen sind meine Hauptpassion."

Mich durchzuckte es krampfhaft, als er mir seine Hauptpassion nannte, der muntere Franzose schwätzte aber ruhig weiter.

„Sie haben eine vorzügliche Sammlung von Processen in Deutschland, die Sie nach unserm berühmten Pitaval „den neuen Pitaval" nennen, oh, wenn ich das Buch doch mal erwischen könnte, was gäbe ich

darum; in Genf, in Lyon, in Grenoble, ja sogar in Paris habe ich vergebens darnach gefragt, unsere französischen Buchhändler kannten es gar nicht und der deutsche in Paris sagte mir, es sei ein großes Werk, habe 30 Bände und jeder Band koste 10 Francs, er wolle es mir mit Vergnügen besorgen. Dreihundert Francs für ein Buch, merci bien!"

„Eben aus diesem Pitaval habe ich den Jahn'schen Proceß gelesen und ich glaube, ich kann Ihnen den Band noch geben. Mr. König, der dasselbe faible wie Sie für Criminalgeschichten besaß, hat das ganze Werk in seiner Bibliothek."

„Ausgezeichnet, den Band müssen Sie mir leihen, und wenn ich meinem Professor in Genf den Proceß zeige, so kauft er mir mein Flacon gewiß ab."

Wir waren mittlerweile wieder unten in der Apotheke angekommen und machten uns gleich an die Untersuchung des Giftschrankes.

Vergeblich kramten wir aber das ganze Arsenal des Todes aus, das Coniin war nirgends zu finden.

„Sie sehen selbst, es ist nicht da. Mr. König kann es doch nirgendwo anders aufbewahrt haben?" wandte ich mich zu meinem Gast.

„Gott bewahre, ein so furchtbares Gift, wo denken Sie hin! Mit meinen eigenen Augen habe ich gesehen, wie er es hierher gestellt hat, in dies Fach hier zum Nicotin. Das ist noch da; sehen Sie dies

Gläschen Nicotin", er hob dabei ein kleines starkes Glas, in dem eine helle Flüssigkeit war, in die Höhe und hielt es gegen das Licht, „habe ich Mr. König vor zwei Jahren geschenkt, er hat es der Curiosität halber gern genommen, obwohl er auch keinen Gebrauch davon machen konnte. Und wie er das Coniin hineinstellte, so sagte er noch: „Ich stell's bis auf Ihre weitere Disposition zum Nicotin, die Beiden werden sich ja wohl zusammen vertragen."

„Das ist doch merkwürdig", erwiderte ich, „selbst zu Lebzeiten des Mr. König hat kein anderer Mensch zum Giftschrank kommen können, als er und ich. Es waren zwei Schlüssel da, und ich erhielt den einen nur, wenn Mr. König fortreiste, den andern führte er immer bei sich."

„Und das Flacon war gar nicht zu verkennen, schon seine Form fiel auf, es war dreieckig —"

„Dreieckig?" schrie ich und faßte den Reisenden am Arm.

„Ja, ja, dreieckig; es war eins von den neuen starken Flacons, die damals auftauchten, die aber bis jetzt noch nicht in den Handel gekommen sind, obgleich die Form, namentlich für Gifte, sehr praktisch ist, weil das Glas nicht umfallen kann. Mir ist das Flacon noch besonders deshalb werth, weil ich darauf meinen ersten Aetzversuch in Glas gemacht und auf der einen Seite einen großen Todtenkopf und auf der andern

Seite die Buchstaben „Co“ eingebrannt habe, ich wollte „Coniin“ fertig machen, die Flußspatsäure reichte aber nicht aus.“

Es war mein Glück, daß der Franzose so fort schwätzte, er hätte sonst sehen müssen, wie ich beinahe zusammensank. „Dreieckig“ war das Flacon! Und Mathilde hatte im Traum gesagt: „Und immer trägt er das „dreieckige“ Flacon in der Hand und riecht daran!“ Entsetzlich! Eben hatte ich noch mit dem Franzosen kalt und gleichgültig von dem Jahn'schen Proceß gesprochen, und hier in meinem Hause hatte man auch mit Coniin gemordet und meine Frau war die Mörderin! O Fluch des Himmels, der auf mich niederzuckte und mich zerschmetterte.

Ich hatte die dunkle Ahnung empfunden, als König so schnell starb, ich hatte gelacht und sie niedergekämpft als einen Wahnsinn, als einen Frevel gegen Mathilde. Aber der Verdacht wuchs riesengroß seit jener Nacht, ich rang vergebens mit dem düstern Geheimniß, das mich immer fester und fester in seine furchtbaren Arme zog. Und das eine Wort, das eine kleine Wort „dreieckig“ erhob alle meine Zweifel zur furchtbarsten Gewißheit, und mein Elend wuchs so riesengroß plötzlich empor, daß mir schwindelte und ich zu Boden gefallen wäre, wenn nicht der jähe Gedanke „du verräthst sie und dich“ mich wieder aufgerafft und stark gemacht hätte.

Ich mußte Comödie spielen und konnte Comödie spielen.

Meinen ersten Schrecken maskirte ich, indem ich in den Giften herumkramte; als ich mich dann herumdrehte und ruhig zu dem Franzosen sagte: „Sie sehen, es ist nichts da, was machen wir jetzt?“ da antwortete er: „Wir schließen Ihr Höllenarsenal schleunigst zu, denn die verfluchten Dämpfe und Ausdünstungen der Gifte scheinen ordentlich auf Sie gewirkt zu haben; Sie sind ja ernstlich unwohl, der helle Schweiß steht auf Ihrer bleichen Stirn, machen wir, daß wir in's Freie kommen.“

Ich schloß mechanisch den Giftschrank zu, steckte die Schlüssel in die Tasche und fragte: „Aber das Coniin?“

„Weiß der Teufel, wo das ist. Ich will Ihnen einen Vorschlag machen. Ich notire Ihnen die Hälfte des Preises, denn geliefert habe ich es doch mal, ob Ihnen oder Ihrem Vorgänger, das bleibt sich gleich, die andere Hälfte nehme ich auf mein Privat-Conto und dafür lassen Sie jetzt ein paar Flaschen von jenem reizenden „Estavayer“ heraufholen, den ich niemals mehr so gut getrunken habe, wie bei Ihnen. Madame wird jedenfalls diesen vorzüglichen Wein nicht haben ausgehen lassen. Findet sich der Schierlingssaft nachmals wieder vor, so können Sie ihn jederzeit zurückschicken. Mich ärgert nur mein Flacon, das Meisterstück der Aetzkunst.“

Ehe der Franzose abreiste, erinnerte er mich noch an den Pitaval und an den Jahn'schen Proceß. Meine Gedanken waren seit der furchtbaren Entdeckung so wirr und toll durcheinander gegangen, daß ich ganz darauf vergessen hatte.

Ich flog hinauf, um das Buch zu suchen. Ich fand's, es war der dreißigste Band des Werkes und das Lesezeichen war im Proceß des Dr. Jahn eingelegt. Ein neues Beweismoment für das schreckliche Verbrechen. Wer konnte den Fall, gerade den Fall nachgelesen haben? Zitternd schloß ich das Buch in mein Schreibpult ein, nahm einen beliebigen andern Band und brachte ihn dem Franzosen mit der Entschuldigung, es müßten einige Bände und darunter gerade der mit dem Jahn'schen Proceß ausgeliehen sein. Er war auch damit zufrieden und reiste ab. —

O, was waren das für Tage, was für jammervolle Nächte, mit welchem Entsetzen, mit welchem Abscheu betrachtete ich die Frau an meiner Seite, die essen und trinken, die lachen und schlafen konnte und doch eine Giftmörderin war.

Mein Denken ging noch immer toll im Kreise herum, ich konnte mir nicht klar machen, was geschehen, ich konnte mir nicht zurecht legen, was werden sollte, ich wußte nur, daß in meinem Hause der Mord wohnte und daß ich mit Schuld trug an dem Verbrechen. Erst nach und nach stieg wieder die Idee in mir auf: wenn

sie doch schuldlos wäre. Kann dies Weib mit der klaren, freien Stirn, mit den großen Augen, in denen kein Falsch wohnt, mit dem fröhlichen Lachen, dies Weib mit ihren heißen Küssen, dieses mein Weib eine Giftmörderin sein?! Nein, nein und tausend Mal nein!

Dann hörte ich aber wieder den Franzosen sagen: „Das Flacon war gar nicht zu verkennen, schon seine Form fiel auf, es war dreieckig!“

Ich war nicht im Stande, mir meine Verdachtsgründe klar zurecht zu legen. Ich nahm mir Papier und fing an zu notiren, um eigentlich zu sehen, wie ich dazu kam, Mathildens verdächtige Reden und das Coniin und den Tod König's zusammen zu reimen; ich konnte nicht, es ging Alles mit mir im Kreise, die Gedanken wirbelten um mich herum, mein Kopf glühte und brannte und das Ende alles Denkens war immer das schauerliche Bild der Guillotine und Mathildens weißer Hals darunter.

Wie oft schloß ich das Pult auf, um in dem Pitaval den Jahn'schen Proceß nachzulesen, wie oft schon hatte ich das Buch in der Hand und bei dem furchtbaren Lesezeichen aufgeschlagen, aber bei dem geringsten Geräusch schrak ich zusammen und warf den Band wieder in das Pult zurück.

So konnte es nicht fortgehen, ich fühlte, ich werde wahnsinnig werden.

Eines Nachmittags nahm ich mein Boot und fuhr

nach Belle vue hinüber, um dort allein mit mir ernsthaft zu Rathe zu gehen. Ich hatte den Pitaval bei mir und setzte mich unten in die Grotte und suchte meine Gedanken logisch zu ordnen. Ich fing mit dem Tode König's an und suchte mir die Symptome seines Sterbens zu vergegenwärtigen. Er war bewußtlos betrunken, als wir ihn zu Hause brachten. Er hatte sehr viele Fische gegessen. In der Nacht hatte er zwei oder drei Mal heftig gebrochen, klagte über Schwindel, begehrte zu trinken und war dann eingeschlafen. Der Schlaf war Tod. So hatte die Professorin aus Genf, die mit Mathilde allein um den Sterbenden gewesen war, mir erzählt. Ich las den Jahn'schen Proceß. Der Tod des Opfers dieses furchtbaren Arztes, eine arme Tagelöhnerin, die von ihm ein Kind zu haben glaubte und die er demnach mit Coniin aus der Welt schaffte, war ganz genau beschrieben. Es war auch ein furchtbar jäher, plötzlicher Tod, der die arme Tagelöhnerin betroffen, sie hatte über den Arzt geklagt, dann sich zu ihrer Schwester in's Bett gelegt, war auf einmal unwohl geworden, klagte über Schwindel, erbrach sich zwei Mal, bat um Wasser und ehe noch die Schwester mit dem Wasser zurückkam, war sie schon verschieden.

Das traf furchtbar zu! Das Lesezeichen lag beim Anfang der Schilderung der chemischen Untersuchung, welche angestellt worden war, um das Gift zu finden.

Jetzt kam das andere Moment. Mathilde hatte

deutlich gesagt: „Du gehörst mein, ich habe Dich theuer erkauft, Du darfst nicht lachen, wenn ich weine, Du darfst nicht — — — Wenn Du sähest, wie mein Herz blutet; ach, Du weißt ja nicht, was ich für Dich gethan habe. Du siehst ihn nicht, wenn er kommt, alle Tage, alle Tage! Und immer trägt er das dreieckige Fläschchen in der Hand und riecht daran! O mein armes Herz, warum alle diese Qualen, warum hatte ich nicht Geduld, warum mußte ich Dich so lieb haben, Gustav!"

So sprach sie damals im Schlafe; ich hatte mir die Worte aufgeschrieben, ich hätte sie aber auch ohne dies behalten, denn wie das mene mene tekel upharsin leuchteten sie mir überall entgegen.

In dem Worte lag ja Alles, das war wie ein Geständniß! „Du weißt nicht, was ich für Dich gethan habe." O ja, einen Mord, aber nicht für mich ist die That geschehen, du schreckliches Weib, nicht für mich, ich rufe den Himmel zum Zeugen an, daß ich frei bin von jeder Schuld!

Auch von der des Gedankens? Hast Du nicht manchmal, oft, immer daran gedacht: „Wenn er nur plötzlich sterben möchte, dann wäre Alles gut, ich könnte Mathilde heirathen und wir könnten einander vor der Welt angehören!" Waren das nicht Deine Gedanken früh und spät? ja, gingen sie nicht noch weiter? Wenn Du beim Giftschrank zu thun hattest, und sie standen

da alle in Reihe und Glied vor Dir, die Todessäfte und Stoffe, die Arsenik, Opium, Strychnin, Brucin, Blausäure und wie sie alle heißen, kam Dir da nicht der Gedanke: „Eine kleine Dosis aus einem dieser Glasgefäße ihm eingegeben und wenige Stunden später wäre uns allen geholfen?“ Es ist wahr, Dein besseres Selbst hat sich schaudernd stets abgewandt, wenn der Versucher so zu Dir trat, aber in Gedanken hast Du König wie oft ermordet!

Und wer hat denn das junge Weib zu der Missethat verführt, wenn sie eine begangen hat, wenn nicht Du? Wer hat Mathilden heraus geschreckt aus ihrem vegetativen Dasein, wenn nicht Du?

Wer war die Ursache ihrer Mißhandlung durch den Verstorbenen? Du, immer Du! Und Du nennst Dich rein von jeder Schuld, Du willst den ersten Stein gegen dieses Weib aufheben? O nein, nein; streue Asche auf Dein Haupt, denn Du bist der eigentliche Mörder, sie war nur die Hand, die den Dolch führte. —

Und mit diesen Gedanken kam eine furchtbare Verzweiflung über mich, ich warf mich in's Gras und weinte bitterlich.

In meiner Qual hatte ich nahende Schritte überhört; es war Mathilde, die allein mir nachgefahren war. Als ich berührt von einer Hand erschrocken aufschauete, sah ich in ihr todtenblasses Gesicht, aus ihren

Augen sprühten Flammen und der Mund war schier verzerrt, als sie sagte: „Also in die Einsamkeit ziehst Du Dich zurück, um dem Schmerz der Trennung von Caroline nachzuhängen.“ —

O wie mich diese Anklage empörte! Die Unselige glaubte, eine thörichte Leidenschaft wühle in mir und bringe die Veränderungen meines Wesens hervor.

„Du irrst, Mathilde, Du findest mich hier weinend wie ein Kind um etwas Verlorenes. Ich habe meinen Seelenfrieden verloren und nebenbei ein Fläschchen mit Coniin, ein Gift, das sehr theuer ist und sehr heftig wirkt; es war ein dreieckiges Flacon, Mathilde, hast Du es nicht vielleicht gesehen oder gefunden!“

Sie schrak zurück, wie wenn sie auf eine Schlange getreten wäre, dann fiel sie zitternd und bebend vor mir auf die Knie und schluchzte: „Gnade, Gnade!“

„Du verlangst Gnade von mir, Mörderin? Bin ich etwa Dein Richter? Und wenn ich's wäre, ich würde Dich verdammen, denn Du hast nicht blos ihn gemordet, sondern auch uns Beide, unser Glück, unseren Frieden! Hätte ich Dich doch nie gesehen, verfluchtes Weib, mit Deiner glatten, heuchlerischen Miene, das frohe Lächeln des Kindes auf den Lippen, den Mord im Herzen. Den Mann, den eigenen Mann hast Du ermordet, ruhig nahm er von Deinen Händen das todtbringende Gift, denn es kam ja von Dir und Du wirst es ihm gegeben haben mit Lächeln auf den

Lippen! Oh, Du hast jetzt Uebung, das dreieckige Flacon wird noch nicht leer sein, ich werde unbequem mit meinem Unkengeheul, unbequem mit dem bleichen Gesicht, auf dem der Schrecken und die Angst ihre furchtbaren Zeichen eingegraben, gib mir doch auch einige Tropfen Schlummertrank, gib mir Coniin, Mathilde, ich bin ja auch Dein Mann!"

Die Aermste lag fortwährend zu meinen Füßen und schluchzte.

Erst bei meinen letzten Worten sprang sie auf und rief mit schneidender Stimme: „Gustav, Gustav!" wie wenn sie meinem Reden Einhalt gebieten wollte, dann wankte sie und fiel ohnmächtig zu Boden.

Ich war zu weit gegangen und schon reueten mich die Worte. Ich sprang auf sie zu, nahm den bleichen Kopf in meine Arme und benetzte sie mit meinen Thränen, mit meinen heißen Küssen, ach, ich hatte sie ja doch noch so lieb und ich war ihr Mitschuldiger, was sie gethan, war um meinetwillen geschehen. Viel tausend der liebevollsten Worte verschwendete ich an die Bewußtlose, bis sie endlich, endlich unter meinen Küssen und Thränen wieder aus ihrer Lethargie zu neuem jammervollen Dasein erwachte.

Sie lehnte dann ihren Kopf an meine Brust und so saßen wir stundenlang ohne ein Wort zu sprechen, Jeder scheuete sich anzufangen.

Endlich mahnte ich zum Aufbruch. „Lassen wir die

Ereignisse der jüngsten Tage erst uns klar werden, Mathilde, beten wir fleißig zu Gott, daß er uns erleuchte und uns beistehe in unserer Bedrängniß, er weiß die Pfade, die wir zu gehen haben und wird sie uns zeigen. Bei ihm, dem Allererbarmer, ist auch Gnade für uns.“ —

Meine Hoffnung war eitel gewesen. Gott hatte kein Erbarmen mit mir. Die Tage kamen und gingen, jeder brachte neue Qualen mit sich. Merkwürdig! sie blieb sich gleich, während mich Kummer und Elend zum Skelett abmagerten, prangte sie nach wie vor in der Fülle ihrer Schönheit. Sie litt nicht; auf meine Schultern hatte Gott der Herr alles Elend gelegt und ich durfte nicht murren.

Das Schlimmste kam aber noch. Meine Nerven waren durch das ewige Nachtwachen, durch die fortdauernden Aufregungen so herunter gekommen, daß ich Hallucinationen am hellen lichten Tage hatte. Zuerst einzelne Erscheinungen. Wenn ich im Laboratorium arbeitete, dann war's, als wenn aus den Reagenzgläsern heraus ein glänzender Nebel quölle, zuerst dünn wie Rauch, dann aber in gewaltigen Massen und in diesen Nebelmassen bewegten sich Bilder und Gestalten auf und nieder und zogen vor meinen Augen vorbei, gewaltig, endlos. Es war wie eine Völkerwanderung, die in langen, endlosen Zügen an meinen sehenden Augen vorüberging.

Diese Erscheinungen hatten nichts Unangenehmes für mich, im Gegentheil, sie zogen mich ab von meinen ewigen furchtbaren Gedanken. Das Völkergewoge dauerte eine Zeit lang, dann wechselte aber das Bild in erschreckender Weise.

Ich sah den Marktplatz einer Stadt gefüllt mit durcheinander wogenden Menschen, in deren Mitte sich ein Etwas erhob, was ich nicht erkennen konnte. Die Glocken läuteten, von ferne her nahte sich ein langer Zug. Eine verschleierte Frau auf einem Wagen inmitten bewaffneter Leute. Jetzt erkenne ich das Bauwerk auf dem Markt; es ist die Guillotine. Und die Frau, die sie hinschleppen zu der schrecklichen Maschine, um sie abzuschlachten, es ist mein Weib, meine arme, arme Mathilde! — Oh —

Gottlob, die Vision ist vorüber, ich stehe am Destillateur wie bewußtlos, aber kalte Schweißtropfen bedecken meine Stirn.

So dauerte das eine Zeit lang, die Visionen wechselten häufig, dann blieben sie ganz aus.

Ich athmete wieder auf, ich glaubte mich für immer befreit. Wieder einmal war es Abend, Mathilde und ich saßen uns wortlos beim Thee einander gegenüber, — o, unsere Ehe war ja in letzter Zeit so heiter, so glücklich! — da stieg zwischen mir und ihr der mir so wohl bekannte schreckliche Nebel wieder auf.

Sonst hatte ich die Visionen immer am Tage ge-

habt und dann gemeiniglich nur im Laboratorium, stehend bei der Arbeit, niemals war eins von den Schreckbildern zu mir gekommen, wenn ich saß.

Starr schaute ich zu, wie der Nebel sich verdichtete und Gestaltung annahm, es bildete sich die Form eines Mannes, ich kannte den Mann, Himmel und Hölle, es war der Gemordete, der zwischen uns saß und seine leeren Augenhöhlen mir zuwandte!

Mit einem Schrei des Entsetzens sprang ich in die Höhe.

Mathilde schrak zusammen: „Was hast Du, Gustav?"

„Da, da! siehst Du ihn nicht?"

„Was soll ich sehen, Gustav? Es ist Niemand da, als Du und ich. Du bist krank, armer Freund, komm, folge mir und leg' Dich nieder."

Sie sah ihn nicht, sie nicht, die Mörderin, aber mir folgten diese entsetzlichen Erscheinungen! O ewige Gerechtigkeit des Himmels, wo bist Du!

Die Vision blieb. Wenn ich allein war, sah ich die Erscheinung niemals, war aber Mathilde auch nur einen Augenblick bei mir, so quoll zwischen uns der furchtbare Nebel aus dem Boden heraus und die Erscheinung kam. Und immer war es der Verstorbene und immer waren seine leeren Augenhöhlen mir zugekehrt. — —

Das halte ich nicht aus; Selbstmord oder Wahnsinn, das sind die Ziele, denen ich zueile. Ich will aber

noch ein drittes versuchen. Ich bin noch so jung und das Leben ist so reich und schön. Ich mag noch nicht sterben und mir graut vor dem Wahnsinn.

Ich will in andere Länder, ich will versuchen, in fernen Zonen zu vergessen, ich will ein neues Leben beginnen. Mir graut vor dieser Frau wie vor Wahnsinn und Tod. Ich will fliehen! Was aus ihr werden wird, wenn ich fort bin, weiß ich nicht. Ich lasse Alles zurück, ihr Leben ist vollauf gesichert und Niemand weiß um ihr Geheimniß als sie und ich und jetzt Du auch. Bei Dir ist's gut bewahrt.

Sie hatte keine Visionen, sie konnte mit dem Bewußtsein ihres Verbrechens an meiner Seite glücklich leben, fröhlich und heiter sein. Sie wird auch ohne mich leben.

Sobald ich irgendwo bleiben werde, schreibe ich Dir, Du wirst meinen Aufenthalt nicht verrathen. Ich packe, um nach Bad Leuk zu reisen. Thue mir die Liebe und gib Dir den Anschein, als folgtest Du mir dahin. Sei freundlich mit ihr, wenn Du kannst.

Und jetzt lebe wohl, alter Junge, wer weiß, auf wie lange Zeit! Ich wollte, ich hätte Dich immer an der Seite gehabt, es wäre wohl Manches anders geworden. Verzeih', daß ich Dich umsonst hierher gesprengt habe, ich hatte einen Augenblick die thörichte Hoffnung, ich könnte bei Dir Rath und Hülfe finden. Aber als Du schon unterwegs warst, fühlte ich nur zu

deutlich, daß ich Dich nicht mehr sehen könne, ich wäre vielleicht wankend geworden in meinem Entschluß. Und ich muß fliehen.

Nochmals schüttele ich im Geiste Deine Hand, leb' wohl und habe Dank für Alles." — —

Soweit gingen Gustav's Aufzeichnungen; was mußte der Aermste gelitten haben!

Am andern Tage machte ich mich auf den Weg nach Bad Leuk, trotzdem ich wußte, daß ich ihn dort nicht finden würde. Ich wollte mit Frau Mathilde verabreden, wie wir seinen jetzigen Aufenthaltsort ermitteln könnten. Aber auch sie war in Leuk nicht angekommen und ich mußte, so leid es mir war, wieder heimkehren.

Ich setzte mich mit einem Arzt in Correspondenz, der bei Gustav viel persönlich verkehrt hatte. Ich schrieb ihm, daß Gustav's letzte Briefe mich zu dem Glauben veranlaßten, daß er sich in einer von körperlichen Leiden bedingten Melancholie das Leben genommen habe und bat um Nachrichten.

Die kamen auch bald und waren wenig befriedigend. Gustav war und blieb verschollen. Mathilde hatte eine Verwaltung der Apotheke erbeten und bekommen und sich in ein Kloster mit ungemein strenger Regel nach Grenoble zurückgezogen.

Ich lebte fortdauernd der Hoffnung, daß Gustav

nach Italien oder über die See gezogen sei und erwartete jeden Tag Nachrichten von ihm.

Aber Woche um Woche, Monat um Monat verstrich, ohne daß die sehnlichst erwarteten Briefe eintrafen.

Da schickte mir der Arzt einen Ausschnitt aus der in Chambery erscheinenden französischen Zeitung.

Eine Gesellschaft von jungen Bergsteigern hatte sich zusammengefunden, um über ein verrufenes Gebirge „les diablerets" einen Weg in's Chamounithal zu finden.

In den furchtbaren Eis-Wüsten dieses Teufelsgebirges hatten sie in einer Gegend, die sonst nie eines Menschen Fuß betritt, einen Leichnam entdeckt, der schon Jahr und Tag da liegen mußte, aber im Eis eingefroren, noch ganz kenntlich und wohlerhalten war. Es war die Leiche Gustav's und sie hielt in der einen Hand noch ein seltsam geformtes dreieckiges Flacon, auf dem ein Todtenkopf und die Buchstaben Co eingeätzt waren. Man vermuthet, daß sich der unglückliche Apotheker mit irgend einem in diesem Flacon enthaltenen Gift, von dem aber keine Spur mehr zu entdecken war, umgebracht habe. Als Frau Mathilde diese Nachricht empfing, nahm sie den Schleier im Kloster zu Grenoble.

Ende.

Page 187. 3. ligne,
190 dernière ligne.

Zweimal vermählt.

Roman von **Golo Raimund.**

3 Bände. Octav. Broschirt 2⅔ ₰.

Schloß Elkrath.

Roman von **Golo Raimund.**

3 Bände. Octav. Broschirt 2⅔ ₰.

Novellen.

Von **Golo Raimund.**

6 Bände. Octav. Brosch. 3 ₰.

Inhalt: I. Zwei Bräute. Der Taufschein. — II. Ein Familienschmuck. Liebesfreud und Liebesleid. — III. Bürgerlich Blut. Kein Vertrauen. — IV. Ein deutsches Weib. Gebrüder Spalding. Aus dem Bauernleben. — V. Ein hartes Herz. — VI. Durch zwei Menschenalter.

Robert Bruce, oder die Helden von Bannockburn.

Ein geschichtliches Lebensbild aus dem schottischen Freiheitskriege von **Gräfin L. Robiano.**

5 Bände. Octav. Broschirt 6 ₰.

Kinder der Zeit.

Roman von **Carl Marquard Sauer.**

3 Bände. Octav. Broschirt 4 ₰.

Und sie bewegt sich doch!

Roman von **Friedrich Carl Schubert.**

2 Bände. Octav. Broschirt 2 ₰.

Luther in Rom.

Roman von **Levin Schücking.**

3 Bände. Octav. Broschirt 4½ ₰.

Filigran.

Novellen von **Levin Schücking.**

Octav. Broschirt 1¼ ₰.

Inhalt: C. Krüger. — Der gefangene Dichter. — Die Novizen. — Die schwarz-weiße Perle.

Die Malerin aus dem Louvre.

Roman von **Levin Schücking.**

4 Bände. Octav. Broschirt 5 ₰.

Ein Polenherz.

Roman aus der Gegenwart von **Alfred Steffens.**

4 Bände. Octav. Broschirt 5 ₰.

Im Bann der Jungfrau.

Novellenbuch von **Gisbert Freiherr Vincke.**

3 Bände. Octav. Broschirt 3½ ₰.

M v. S
H

Dempwolff, Carl August,

Novellen

Bd.: 3

Hannover 1871